

Inhaltsverzeichnis

<i>Angelika Wilmes</i>	Gehorsam - Ungehorsam
<i>Anne Gravendyk</i>	Begleitung und Beratung fusionierender Gemeinden
<i>Leserzuschrift:</i>	Gemeindefusion in Münster
Termine	
<i>Alfons Vietmeier</i>	Christsein und Gemeindesein in den Händen der Leute
<i>Buchvorstellung</i>	Institut für Theologie und Politik (Hg.): Der doppelte Bruch
<i>Edgar Utsch</i>	Buchbesprechung Angelika Wilmes, Neue Zugänge zur alten Botschaft
<i>Matthias Ring</i>	Eine Stimme von oben
<i>Herbert Kohlmaier</i>	Überlegungen zum »Aufruf der Pfarrerinitiative«
<i>»Priester ohne Amt«</i>	Stellungnahme zum »Aufruf der Pfarrerinitiative«
<i>Franz Nikolasch</i>	Ja, dürfen's denn das?
<i>Peter Pawlowsky</i>	Das verlassene Imperium
<i>Peter Möller</i>	Alles muss klein beginnen
<i>Christa Heidrich</i>	Gibt es beim Menschen einen freien Willen?
<i>Ulrich Harbecke</i>	Festvortrag zum 10-jährigen Bestehen von »donum vitae«
<i>Initiative Ökumene 2017</i>	Heutiges Christsein rückbinden an Jesus
<i>Leserzuschrift</i>	Abendmahl ist Mahlgemeinschaft
<i>Demetrius</i>	Eine E-Mail von Demetrius
<i>Paul Jakobi</i>	Vom anderen her denken

Gehorsam - Ungehorsam

Zwei ambivalente Begriffe

von Angelika Wilmes

Bei den Begriffen »Gehorsam« und »Ungehorsam« haben wir es nicht einfach mit einem Gegensatzpaar zu tun, wie es etwa vorliegt bei »treu - untreu«. Der Gehorsam wäre dann positiv zu bewerten und der Ungehorsam negativ. Aber so einfach ist es nicht.

Kindlicher Gehorsam

Er schützt das unmündige Kind vor Gefahren und hilft ihm, ein rücksichtsvolles Mitglied der Familie zu werden. Er gelingt in einer Atmosphäre des Angenommenseins und Verständnisses. Das ist positiv. Er beruht jedoch - auch in der intakten Familie - auf einem Machtgefälle. Das bringt Probleme mit sich, wenn die Eltern ihren heranwachsenden Kindern nicht die altersgemäßen Freiräume zugestehen.

Gehorsam in feudalen Strukturen

In vordemokratischen Zeiten beruhte das öffentliche Leben auf Strukturen der Über- und Unterordnung. Gehorsam war das Band, das Obrigkeit und Untertanen zusammenhielt. Selten war es Fürsorglichkeit, die die Höhergestellten gegenüber den Untergeordneten empfanden. Oft entsprach der Arroganz der Mächtigen der devote Gehorsam der Untertanen.

Natürlich beeinflussten diese Herrschaftsverhältnisse auch das damalige Gottes- und Menschenbild: Gott, der allmächtige Herrscher, erwartet von seinen Geschöpfen Demut, Huldigung und unterwürfigen Gehorsam. Diese Einstellung spiegelt sich bis heute in einer kirchlichen Gehorsamsideologie, die alles reglementiert und Bischöfe und Kardinäle zu untertänigen Befehlsempfängern macht. Konflikte in der katholischen Kirche werden dementsprechend als Gehorsamsverweigerung gehandhabt - in einer Zeit, in der vielerorts unterdrückte Bürger ihre machtbesessenen Regenten stürzen.

»Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!« (Apg 5, 29)

So steht es in der Apostelgeschichte. Gott zu gehorchen heißt jedoch, auf das eigene Gewissen zu hören. Selbst in vorkonziliaren Zeiten lernten wir im Religionsunterricht, dass der Christ seinem Gewissen auch dann folgen muss, wenn es irrt. Das Gewissen ist letzte Instanz menschlichen Handelns. Niemand kann uns die eigene Gewissensentscheidung abnehmen.

Folgerichtig gilt: Kein Mensch, kein Christ kann sich in einem Gewissenskonflikt auf seine Gehorsamspflicht berufen. Tut er es, so macht er nicht den Willen Gottes, sondern den eines ranghöheren Menschen zum Maßstab seines Handelns und bindet die eigene Entscheidung an ein fremdes Gewissen. Wohin das führen kann, haben uns Deutschen die Nürnberger Prozesse deutlich gemacht. Heute versucht die Kirchenleitung Formen vorkonziliarer Religiosität neu zu beleben und diesen Rückschritt zu erzwingen durch die Einforderung absoluten Gehorsams dem Papst gegenüber. Das führt dazu, dass sich manche Bischöfe und Priester, wenn sie in ihren Bistümern und Gemeinden römische Verbote durchsetzen müssen, auf ihr Gewissen berufen, weil sie dem Papst Gehorsam geschworen haben.

Ungehorsam aus Gewissensgründen?

Inzwischen ist ein pragmatischer stillschweigender Ungehorsam in vielen Gemeinden an der Tagesordnung. Viele der unbarmherzigen Bestimmungen und Verbote aus Rom sind den Gemeinden nicht mehr zu vermitteln. Priester, die gesellschaftliche Entwicklungen ohne Vorurteile wahrnehmen, versuchen im Geist Jesu zu handeln, der sich gerade den Gescheiterten und Sündern zuwandte. Auch für engagierte Christen, die sich für ihre Kirche verantwortlich fühlen, wird Ungehorsam gegenüber einer dialogunfähigen Hierarchie immer mehr zur Gewissenssache. Sie verstehen nicht, warum ihre Kirche keine eucharistische Gastfreundschaft übt, warum geschiedene Wiederverheiratete von der Eucharistie ausgeschlossen werden. Sie fühlen sich herabgesetzt, weil sie als Verheiratete und Frauen vom Priestertum ausgeschlossen sind. Sie fragen sich, warum gerade die Theologen gemäßregelt werden, deren Theologie im Alltag hilfreich ist.

Doch gemäßregelte Theologen haben Anhänger unter den Kirchenmitgliedern, und hinter den suspendierten Priestern stehen Gemeinden, die sich mit ihnen ausgeschlossen fühlen, weil sie genauso denken. Eine schleichende Kirchenspaltung vollzieht sich, die durch die Dialogverweigerung Roms und vieler Bischöfe verstärkt wird.

Fazit

Eine intensive Diskussion über den Gehorsam in der Kirche ist dringend notwendig. Da die Bischöfe und Rom kaum zu bewegen sein werden, dieses Thema aufzugreifen, ist es Sache der Gemeinden, überall dort solidarisch zu sein, wo Christen, seien es Theologen, Priester oder Laien, wegen eines verantworteten Ungehorsams in Schwierigkeiten geraten.

A.W.

• • • • •

Im katholischen Kirchenrecht finden sich folgende Paragraphen:

Can. 331:

Der Bischof der Kirche von Rom, in dem das vom Herrn einzig dem Petrus, dem Ersten der Apostel, übertragene und seinen Nachfolgern zu vermittelnde Amt fort dauert, ist Haupt des Bischofskollegiums, Stellvertreter Christi und Hirte der Gesamtkirche hier auf Erden; deshalb verfügt er kraft seines Amtes in der Kirche über höchste, volle, unmittelbare und universale ordentliche Gewalt, die er immer frei ausüben kann.

Can. 333:

Der Papst hat kraft seines Amtes nicht nur Gewalt in Hinblick auf die Gesamtkirche, sondern besitzt auch über alle Teilkirchen und deren Verbände einen Vorrang ordentlicher Gewalt, durch den zugleich die eigenberechtigte, ordentliche und unmittelbare Gewalt gestärkt und geschützt wird, die die Bischöfe über die ihrer Sorge anvertrauten Teilkirchen innehaben.

Gegen ein Urteil oder ein Dekret des Papstes gibt es weder Berufung noch Beschwerde.

Jesus sagt:

»Ihr wisst, die Herrscher unterdrücken ihre Völker, und die Großen missbrauchen ihre Macht. Aber bei euch ist es nicht so: Wer von euch der erste sein will, der sei euer Sklave, und wer von euch an der Spitze stehen will, der ordne sich allen unter!« (Mk 10, 42-44)

»Erfahrungen in Begleitung und Beratung fusionierender Gemeinden«

Bisherige Entwicklung der Fusionen

von Anne Gravendyk

Von der Pfarreiengemeinschaft kam es über Seelsorgeeinheiten immer mehr zu Fusionen. Dabei gab es selten eine Planung über die gerade anstehende Fusion hinaus: Wie entwickelt sich das Umfeld in der nächsten Zeit? Wie lange kann die neue Einheit Bestand haben? ... Fusionen »passierten« aufgrund von Personalwechsel oder weil kleine Gemeinden aus sich nicht mehr imstande waren, ihr Leben aufrechtzuerhalten. Folge: Manche Gemeinden haben ein-, zwei-, dreimal fusioniert und haben es satt, sich an immer neue Strukturen zu gewöhnen.

Jetzige Entwicklung

Für das ganze Bistum gibt es jetzt einen Struktur- und Stellenplan, der in den nächsten Jahren umgesetzt werden, dann aber auch nicht mehr verändert werden soll.

- Reaktionen auf diesen Plan waren:
- Bei uns bleibt zum Glück alles wie gehabt.
- Endlich haben wir Klarheit, wo es hingeht.
- Nicht schon wieder eine Veränderung!
- Wenn es nicht anders geht, dann machen wir es so.

Reaktionen vor Ort

Die Pragmatiker

Wir wollen das Beste daraus machen. Am besten bringen wir alles kurz und schmerzlos über die Bühne, damit wir wieder zum Tagesgeschäft übergehen können.

Die Ängstlichen

»Nicht dass unser Pastor, die Pastoralreferentin geht wegen der Fusion. Wir dürfen niemanden vor den Kopf stoßen und müssen alles dafür tun, möglichst alle zufriedenzustellen«.
Am besten den Kopf in den Sand stecken, dann können wir auch keine Schläge kassieren.

Die Rebellischen

So lange es geht, werden wir uns gegen die Fusion wehren. Vielleicht lässt sich das Ganze ja auch aussitzen. Das ist alles nur die Schuld der Hauptamtlichen, die wollen das ja so! Wir kämpfen nur für unsere Gemeinde, die anderen interessieren uns nicht.

Reaktionsweise der Hauptamtlichen und der Ehrenamtlichen

Hauptamtlich Tätige

Überbelastung durch weniger Personal, deshalb verspricht man sich Erleichterung durch klare Strukturen.

»Linientreue«: Wenn der Bischof es so will... Angst vor Unmut der »Leute«, deshalb geben wir allem nach, was gewünscht wird.

Innerer Rückzug aufgrund von Identitätsverlust der eigenen Berufsrolle. »Weglaufen« vor der Fusion - Stellenwechsel,

Großes Bemühen, konstruktiv mit der Situation umzugehen.

Ehrenamtlich Tätige

Überbelastung der Gremien durch Zusammenlegung, keine definierten Substrukturen, die Arbeit abnehmen können,

»Linientreue«: Wenn der Bischof es so will... Angst vor dem Unmut der »Leute«: »Wir als Steuerungsgruppe des Fusionsprozesses strampeln uns ab und machen es trotzdem nie allen recht.

Innerer Rückzug auf die eigene Gruppe, den eigenen Verband. »Zu denen gehöre ich«.

»Weglaufen« vor der Fusion ist nicht möglich, nur Abschiednehmen vom Gemeindeleben oder Umorientierung in eine Nachbargemeinde. Meist großes Bemühen, konstruktiv mit der Situation umzugehen.

Fazit

Ob der Start einer neuentstandenen Gemeinde gelingt, hängt viel vom Wollen ab. Negativ wirkt sich aus,

- wenn schon ein- oder mehrmals vorher fusioniert wurde,
- wenn eine Partei (Gemeinde) nicht mitspielen will,
- wenn nach der Organisation der neuen Struktur inhaltlich nicht weitergedacht wird.

Positiv wirkt sich aus,

- wenn es genügend Vorbereitungszeit gibt bis zur Fusion,
- wenn alle für alle das Beste wollen,
- wenn möglichst transparent gearbeitet wird,
- wenn möglichst viele beteiligt werden,
- wenn Funktionierendes weiter Bestand haben darf.

Hauptamtlich und ehrenamtlich Tätige müssen in die gleiche Richtung wollen und sich um dasselbe bemühen.

Eine fusionierte Gemeinde braucht Substrukturen, die PGR und KV entlasten können. Diese Substrukturen müssen vernünftig erarbeitet und definiert werden.

Fusionierte Gemeinden brauchen Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten.

Es besteht die Gefahr, dass viele sich zurückziehen. Auf diese Menschen muss ein besonderes Augenmerk gerichtet werden. Sie brauchen einen neuen Platz.

Fusionen bieten die Chance zu einem Neuanfang in verfahrenen Situationen und zum Ausprobieren neuer Ideen.

• • • • •

Gemeindefusion in Münster

Leserzuschrift: Vroni Artmann

Es ist schon unglaublich: Da werden zwei Priester mitten im Fusionsprozeß aus den Gemeinden gerissen. Vier Pfarreien in Münster-Südost waren mit ihrer Steuerungsgruppe und allen Seelsorgern seit etwa einem Jahr auf einem friedlichen - für alle sicher nicht einfachen - Weg zur »ungeliebten" Fusion. Beide Priester der Hauptpfarren kooperierten gut miteinander und wollten gemeinsam die vier Kirchen zusammenführen und weiter begleiten, egal, wer von beiden leitender Pfarrer würde oder Vicarius Cooperator. Da keine Gegenreaktion vom Generalvikariat kam, war es eine wunderbare Gelegenheit, die Zusammenführung der Gemeinden ohne Diktat von oben zu gestalten. In der Karwoche schoß ein Blitz aus heiterem Himmel: Beiden Priestern wurde vom Bischof das Aus mitgeteilt, sie müssen ihre Gemeinden verlassen. Mit diesem Schock und am Boden zerstört mußten sie die Frohe Osterbotschaft verkünden und drei unerträglich lange Wochen schweigen, bis es auch den Kirchenvorständen und Pfarrgemeinderäten verkündet wurde. Damit hatte niemand gerechnet, und es löste Entsetzen, heftiges Aufbegehren, Wut und totales Unverständnis aus. Die Priester dürfen nur nicken, wenn sie eine neue Aufgabe bekommen - Nickneger.

Seitdem liegt Fassungslosigkeit und Trauer wie Blei auf den Gemeinden. »Warum hat der Bischof so entschieden? Warum dürfen wir diesen guten Weg nicht weitergehen?" Zwei Seelsorger - Menschenfischer - die sich mit Herzblut und ganzer Kraft einbrachten und Menschen für die Kirche begeisterten - was nicht einfach ist. Der eine acht Jahre in der Gemeinde, der andere erst drei Jahre in seiner 1. Pfarrstelle - warum müssen sie gehen? Der Bischof sollte hinter seinen Priestern stehen: Wenn ihr die Verantwortung übernehmen wollt, dann vertrauen wir euch, unterstützen wir euch und stärken euch den Rücken! Nicht nach dem Motto: Ihr und die Gemeinden könnt das sowieso nicht, wir wissen alles besser. Wo ist eigentlich etwas von Liebe, wie Christus sie predigte und vorlebte, von Aufeinander-Zugehen, Einfühlungsvermögen, dem anderen zuhören zu spüren?

Unendlich viel Porzellan ist zerschlagen worden und schöne Projekte liegen auf Eis. Menschen sind enttäuscht und entfernen sich immer weiter von der Kirche. Wieviel positive Energie geht bei den Pfarrern und Gemeinden verloren. Es ist unverantwortlich, so mit Menschen umzugehen.

Das Schiff dümpelt nun dahin, keiner weiß, wie es weitergeht, man ist rat- und mutlos. Es gibt immer mehr Kritik an einer Kirchenpolitik, bei der die Priester wie auf einem Verschiebebahnhof hin- und hermanövriert werden; auch für den neuen Pfarrer wird es ja nicht leicht. Keiner versteht das - man könnte seinen Glauben verlieren. Wie soll man eigentlich bei solchem Machtgehabe noch Menschen für das Priestersein begeistern? Alle sehnen sich nach einem ruhenden Pol!

Kirche, wie sie sein soll, ist das genaue Gegenteil vom weltlichem Hin- und Hergerissensein: Zu sich selber kommen - in seiner Mitte ruhen - die Balance halten - zu Gott finden und Seinen Atem spüren.

• • • • •

Termine

Einkehrtage 2012

Thema: Den christlichen Gottesglauben neu denken?

Leitung: Prof. Dr. Jürgen Werbick

Zeit: Do., 5. Januar 2012, 11.00 Uhr - Sa., 7. Januar 2012, 13.00 Uhr

Ort: Landvolkshochschule Freckenhorst

(Einladung folgt)

• • • • •

Jahresvollversammlung 2012

Zeit: 30. März 2012

17.00: Stehkafee

17.15: Beginn der Vollversammlung

Ort: Pfarrzentrum St. Sebastian, MS-Nienberge

(Einladung folgt)

• • • • •

Christ-Sein und Kirche-Sein in den Händen der Leute

Erfahrungen aus Mexiko

von Alfons Vietmeier, Mexiko-Stadt

In diesen Wochen bin ich zu verschiedenen Begegnungen und Vorträgen in Deutschland und stelle mit Freuden fest, dass endlich (!) hier die Bereitschaft wächst, auch vom lateinamerikanischen Kirchenalltag zu lernen. (...)

Den in Deutschland überall spürbaren großen Kirchenfrust bekomme ich sehr deutlich mitgeteilt. Ich empfinde ihn jedoch auch als Chance, sich zu öffnen für das, was schon seit vielen Jahren in Lateinamerika anders und ermutigend praktiziert wird, vor allem in der christlich-kirchlichen Selbstorganisation. Ich mache das fest an den derzeitigen Strukturreformen vor Ort. Leider gibt es diese Strukturreformen nicht auf anderen Kirchenebenen, z.B. vor allem nicht in der dringend zu überwindenden Klerusfixierung.

Die Gründungen neuer Großpfarreien haben Konfusionen, Irritationen und Verletzungen mit sich gebracht. So wird nachgehakt: Jetzt haben wir neue Strukturen: Und was dann? Aber: Wie macht Ihr das in Mexiko konkret? Können wir davon etwas lernen, bei uns anwenden?

Großpfarreien sind seit Jahrzehnten die typische Form einer Pfarrei in Mexiko. Denn im Vergleich zu Deutschland gab es schon immer viel weniger Priester und damit auch größere Pfarreien. Denn nur Priester dürfen nach dem Kirchenrecht Pfarreien leiten. Hinzu gekommen ist in den letzten Jahrzehnten ein starkes Bevölkerungswachstum. Insofern haben die Pfarreien an Mitgliedern zugenommen, ohne dass entsprechend die Priesterzahl gewachsen ist. Ein typisches mexikanisches Bistum mit heute etwa einer Million Katholiken hat zwischen 50 bis 70 Priester. Die in der realen Pastoralarbeit vor Ort Eingespannten - einschließlich Generalvikar und Pastoralvikar - sind alle Pfarrer in Pfarreien mit 20.000 - 30.000 oder noch mehr Katholiken.

Sicher gilt es, historisch gewachsene unterschiedliche Rahmenbedingungen wahrzunehmen und nicht naiv Übertragungen vorzuschlagen. Auf deutschem Boden wachsen halt andere Bäume mit anderen Früchten.

Unterschiedlich sind vor allem: Die materielle Basis: Eine immer schon finanziell und personell – im Sinne der Anzahl hauptamtlicher Mitarbeiter – arme Kirche ist zugleich freier, kreative Veränderungen voranzubringen als eine reiche deutsche Diözese mit Hunderten von Hauptamtlichen im Generalvikariat und mit vielen Pfarreien, die oft zugleich die größten Anstellungsträger vor Ort sind.

Die Volksreligiosität und Selbstorganisation: Immer schon wenig Priester bedeutet auch, dass die Leute es gelernt haben, selbst ihr Christ-Sein zu leben und zu pflegen und die notwendigen kirchlichen Dienste vor Ort - das heißt in ihrer Kleingemeinde - soweit wie eben möglich selbst in die Hand zu nehmen. Deshalb ist es nicht ungewöhnlich, dass ein Laienzelebrant oder eine Zelebrantin (so werden sie genannt) den Sonntagsgottesdienst in Abwesenheit eines Priesters - das kommt sehr oft vor - oder die Beerdigungsfeier leitet. Dem steht kirchenrechtlich nichts im Weg und das allgemeine Priestertum hat so Hand und Fuß.

Kulturell verschiedener Umgang mit Ordnung und Normen: Aus vitaler Notwendigkeit heraus haben die Menschen gelernt, so weit wie möglich das Notwendige selbst zu regeln: Normen müssen dem Leben dienen und damit auch die kirchlichen Ordnungssysteme mit ihren Regeln. Was nicht verboten ist, ist zuerst einmal erlaubt, und was nicht so anwendbar ist vor Ort, wird mit natürlicher Freiheit gestaltet.

40 Jahre lateinamerikanischer Weg der Pfarreierneuerung: Die Bischofsversammlung von Medellín (Kolumbien 1968) hat in Anwendung der Konzilsbeschlüsse für die ganze lateinamerikanische Kirche klare Orientierungen erarbeitet. Als Schlaglichter erwähne ich: Option für die Armen und für eine integrale Evangelisierung und deshalb die Option für Basisgemeinden, Laienmitarbeit und eine kreative Vielfalt von Diensten. Wenn auch über konfliktreiche Etappen hinweg, die letzte Bischofsversammlung in Aparecida (Brasilien, 2007) hat erneut und eindringlich unterstrichen: Weg von einer bewahrenden und hin zu einer missionarischen Pfarreipastoral. »Missionarisch-Sein« ist Aufgabe aller Getauften. Deshalb geht es nicht anders: Kirche in den Händen der Leute! Das benötigt vor allem eine ganz eigene Spiritualität christlicher Verantwortung, benötigt aber auch Leitbilder, Pastoraloptionen und – das ist der sensible Punkt – Pfarrer/Pastoralteams, die nicht alles bestimmen wollen, sondern die loslassen und

zulassen, die ermutigen und begleiten. Hierarchie ist nicht Monarchie; »Wer der Erste sein will, soll der Diener aller sein«, sagte schon Jesus.

Was so schon seit langem Praxis ist, ist nicht nur Folge von Priestermangel. Wir haben uns daran gewöhnt, von drei Kirchenebenen auszugehen: Weltkirche (Vatikan), Ortskirche (Diözese) und Pfarrei (Basiskirche). In den ersten drei Jahrhunderten des Beginns der Kirche war das nicht so. Die Basis bestand vielmehr aus einer Vielzahl von Hauskirchen und Kleingemeinden, dann gab es die Vernetzung dieser Basis auf Stadtebene und schließlich die universelle Kirche.

Das entscheidend Christlich-Kirchliche findet vor Ort statt, nicht als Kleinfamilie, sondern als Basisgemeinde. Sie kann territorial (Wohnviertel) sein oder auch ausdifferenzierter je nach Milieus und Lebenswelten. Entscheidend ist: Das reale Leben mit Ängsten und Hoffnungen wird geteilt (Koinonie) und solidarisch verteilt (Diakonie), das »neue Leben in Christus« wird bedacht und vertieft (Katechese) und dann gefeiert in vielfältigen Formen (Liturgie). In der Wichtigkeit steht nicht an erster Stelle »Sie gingen zum Tempel«, sondern das Miteinander als Hauskirche-Kleingemeinde (vgl. die Berichte der Apostelgeschichte). Genau dies macht sie attraktiv. Es ist die Zeit gekommen, in den komplexen heutigen Umbrüchen (»Epochenwechsel« nennt es Aparecida) sich von dieser frühkirchlichen Praxis inspirieren zu lassen.

Das beinhaltet unter anderem die internalisierte Vorstellung zu überwinden, dass »Pfarrei« gleich »Gemeinde« ist. Eine Pfarrei, der formal Tausende von Katholiken angehören, kann nicht direkt diese »Koinonie« zwischen allen leben und deshalb nicht wirklich »Gemeinde« sein. Sie kann bestenfalls eine Gemeinschaft von vielen Gemeinden sein – von Gemeinschaften, Basisgruppen, Solidarkreisen, Christeinsbiotopen... Könnte Letzteres ein möglicher neuer Begriff sein? Es ist deshalb heutzutage auch notwendig, die historische Fixierung auf das vom Johannesevangelium geprägte Pastoralmodell (Hirt und Herde, der Pastor, der alle mit Namen kennt und dem Verlorenen nachgeht, zu überwinden)! Wie ist das möglich bei zwanzigtausend? Wir haben doch vier Evangelien! Es gilt, den Übergang zu gestalten zu einem vom Apostel Paulus geprägten Evangelisierungsmodell: viele kleine Gemeinden, Christus - und nicht der Pfarrer - ist das Haupt, und alle sind Glieder mit unterschiedlichen Diensten und Ämtern.

Der Theologe Jos, Comblin (Brasilien) drückte das so aus: »Wir müssen uns die Kirche in einer Stadt vorstellen wie einen Archipel mit vielen kleinen Inseln, das heißt Gemeinden, wo bei hohem Wellenschlag die Boote anlegen können«. Bei einem Workshop stellte ein ehrenamtlicher Gemeindeleiter seine Pfarrei wie folgt vor: »Wir verstehen uns wie einen großen Obstgarten. Jede Gemeinde ist ein eigener Baum mit Ästen und den Früchten je nach Baumart; und es gibt große und kleine, junge und alte, krumm und gerade Gewachsene. Alle zusammen sind wir Pfarrei. Ein solcher Obstgarten muss natürlich kultiviert werden; da machen wir alle mit. Unser Pfarrer hilft auch mit, gibt Ratschläge, schult uns, erarbeitet mit uns zusammen den Jahresplan und steht uns zur Verfügung in Sorgen und Freuden.«

Genau diese Erfahrungen in Großpfarreien, die »mehr Christ-Sein und Kirche-Sein in den Händen der Gläubigen« ermöglichen, können für die derzeitigen Bemühungen um Pastoralerneuerung in den neuen deutschen Großpfarreien zumindest inspirierend sein. In Mexiko geht es darum, dass die vielen kleinen Gemeinden den Menschen in der Stadt oder auf dem Land helfen, miteinander das Leben zu gestalten, Auswege aus der Gewalt zu suchen, Hilfsbereitschaft zu fördern, politisch sensibel zu werden. Denn für uns sind diese vielen kleinen Gemeinden kein Selbstzweck! Es geht ja nicht primär um die Kirche, nicht nur um Gottesdienste im engeren Sinne, schon gar nicht um den Ausbau der Macht der Kirche. Es geht einzig darum, in diesen Gemeinschaften den Menschen zu dienen und Schritte zu einer größeren Gerechtigkeit zu finden, die natürlich auch politisch Ausdruck finden muss.

Email: alfons.vietmeier@gmail.com

1. Buchbesprechung

Institut für Theologie und Politik (Hg)

Der doppelte Bruch

Das umkämpfte Erbe des Zweiten Vatikanischen Konzils

Ein Werkbuch

Die überwiegend kurzen Texte und Textauszüge eignen sich für die Bildungs- und Gruppenarbeit und für einen Einstieg ins Thema. Zeit- und kirchenpolitischer Kontext des Konzils, Erfahrungsberichte »vor und nach dem Konzil«, Bericht über den Katakombenpakt und den Streit um die »Kirche der Armen«, Nachdenken über das Religionsfreiheitsdekret, Ausblick auf Desiderata und ökumenische Perspektiven sind nur einige der vielfältigen Inhalte.

Aus der Einleitung:

[...] Das Konzil als Ereignis, das die Welt interessierte und irritierte, ist nur auf dem Hintergrund der Vorgeschichte zu verstehen. Und man muss die Dynamik des Konzils wahrnehmen, will man die Entscheidungen über das Selbstverständnis von Kirche in der Welt von heute begreifen. Dazu gehören schließlich auch die Bemühungen, das Konzil durch einen zweiten Bruch »unwirksam« zu machen. Das Konzil bedeutete einen Bruch mit vielen bisherigen Selbstverständlichkeiten. Mit diesem ersten Bruch wurde in der Folgezeit wiederum gebrochen, in einem wahren ideologischen Kreuzzug wurden die »Neuerungen« des Konzils zurückgedrängt. Im Konflikt um die (Be-)Deutung des Konzils hat sich die seinerzeit »unterlegene Konzilsminorität« durch ihre starke Position im Vatikan weitgehend durchgesetzt. Ob dies allerdings auf Dauer erfolgreich sein kann, wird sich zeigen. [...]

Münster, 2011, 84 S., 10 Euro, (ggf. plus Versandkosten). Bestellbar beim Institut für Theologie und Politik, Friedrich-Ebert-Str. 7, 48153 Münster, Tel. 0251/524738, Fax: 0251/524788, E-Mail: buecher@itpol.de

Wir verschicken auch gern Rezensionsexemplare und freuen uns über Besprechungen und Weiterleitung dieses Informationsblattes!

2. Buchbesprechung

Angelika Wilmes

»Neue Zugänge zur alten Botschaft«

von Edgar Utsch

Die ersten Seiten der »Freckenhorster-Kreis-Informationen« sind reserviert. Angelika Wilmes, seit über 30 Jahren Mitglied dieser AGP-Gruppe, schreibt hier jeweils den »Leitartikel«. Manchmal ist er eigens mit »FK-Diskussion« überschrieben, immer aber bietet er Stoff dazu: anregend, provozierend, nachdenklich. Darum war es eine gute Entscheidung, eine Auswahl dieser Artikel jetzt in einem kleinen Buch einer weiteren Leserschaft vorzulegen.

Die Autorin scheut sich nicht, schwierige theologische Probleme anzusprechen, z.B. mit dem Stichwort »Gottesbilder« (53ff) oder mit Gedanken zum Theodizeeproblem (110ff). Nicht nur reiche Erfahrungen aus dem kirchlichen Umfeld, sondern auch aus alltäglichen Lebenszusammenhängen stehen im Hintergrund vieler Ausführungen und geben ihnen eine große Glaubwürdigkeit. Das trifft auch für die Sicht auf die Reformbemühungen in der römisch-katholischen Kirche zu, wenn sie z.B. die große Hoffnung auf eine den Menschen zugewandte Kirche mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit eines »langen Atems« verbindet (69). Was nicht selten von Jüngeren in kirchlichen Reformbewegungen übersehen oder gar bewusst ausgeklammert wird, gerät bei ihr nicht aus dem Blick: die Gemeinde vor Ort. Bereits in der Überschrift eines Beitrags erinnert sie an ein wesentliches Element des Christlichen: »Christlicher Glaube – Gemeindereligion«. Angesichts des Trends zu Großpfarreien plädiert sie für überschaubare Gemeinden und benennt deren wichtigste Kennzeichen (47f.).

Eine Klammerbemerkung (»Das können wir nicht ernst genug nehmen«, 84) könnte als Schlüssel zum Verstehen des Buches und des »Anliegens« von Angelika Wilmes dienen. Sie bezieht sich mit diesem Hinweis nämlich auf den notwendigen Zusammenhang, die innere Einheit von Gottes- und Menschenliebe. Die Artikel könnten als unterschiedliche Variationen dieses Grundthemas verstanden werden.

Im Buch wird theologisch angemessen argumentiert, was nicht eine umfassende Zustimmung zu allen Positionen zur Folge haben muss. Man merkt überall die Prägung durch das Zweite Vatikanische Konzil und die Schulung durch eine entsprechende Theologie. Ohne schwierige Fragen unstatthaft zu vereinfachen, kommt die Autorin ohne sprachliche Akrobatik aus. Das Buch ist darum nicht nur für die persönliche Lektüre zu empfehlen, sondern auch geeignet als Impulsgeber für Gesprächsrunden in Gemeinden.

Der Titel »Neue Zugänge zur alten Botschaft« macht deutlich, dass hier niemand den christlichen Glauben neu erfinden und mit der Attitüde einer längst überfälligen Erleuchtung »die alte Botschaft« auf die Müllhalde der Kirchengeschichte kippen möchte. Es geht vielmehr um »neue Zugänge« – nicht zuletzt zu den Menschen unserer Zeit, damit diese die alte, immer neue Botschaft überhaupt wahrnehmen können. Angelika Wilmes leistet dazu einen wichtigen, gleichsam sympathischen Beitrag.

(A. Wilmes, *Neue Zugänge zur alten Botschaft*, Berlin 2011; ISBN 978-3-86557-273-8, erhältlich in Buchhandlungen, auf der Internetseite des Nora-Verlags: www.nora-verlag.de oder bei A. Wilmes, Albachtener Str. 101 e, 48163 Münster. Preis: 13,20 Euro, ggf. zuzüglich Versandkosten)

• • • • •

Eine Stimme von oben - und schon wusste man früher, was Sache ist

Doch wie sieht Glauben im 21. Jahrhundert aus?

von Matthias Ring

Als Kind habe ich leidenschaftlich gerne die »Don Camillo und Peppone«-Filme angesehen. Besonders beeindruckt hat mich der direkte Draht, den Don Camillo zu seinem »obersten Chef« hat: Vom Kreuz in der Kirche spricht Jesus zu diesem unkonventionellen Priester, der sich freilich nicht immer an die himmlischen Weisungen hält. Dass es im alltäglichen Leben etwas komplizierter mit der Kommunikation zwischen Gott und Mensch ist, war mir schon als Kind klar. Aber die Faszination jener Filmwelt war groß, in der man eine Stimme von oben hören kann und weiß, was Sache ist – so wie wir es eben auch in der Bibel immer wieder lesen.

Nun bin ich kein Kind mehr, habe Theologie studiert, bin Bischof und würde mich, hörte ich eine himmlische Stimme so zu mir sprechen wie zu Don Camillo, beunruhigt einem befreundeten Arzt anvertrauen. Ich gebe zu, ich rechne nicht damit, dass Gott in der Art und Weise sein Wort an mich richtet wie einst zu Mose im Dornbusch. Würde mich jemand fragen, wie er sich das vorzustellen habe, würde ich ihm sagen, es habe sich vermutlich nicht um eine akustisch wahrnehmbare, sondern um eine innere Stimme gehandelt.

Eine bestimmte Art frommer Menschen mag dies als skandalösen Glaubensmangel empfinden, aber ich müsste ansonsten für die biblische Zeit Phänomene anerkennen, die mir heute unmöglich scheinen. Im Grunde müsste ich mich als Mensch aufspalten in einen von Herzen Glaubenden, der Denken und Vernunft ausklammert, und einen, der im 21. Jahrhundert lebt und seine Existenz auf Verstandesgebrauch und Vernunft aufbaut. Mein Anspruch an mich ist ein anderer: mit Vernunft und Verstand von Herzen zu glauben.

Ich nehme an, das ist der Anspruch jedes Menschen und wahrscheinlich auch der Grund, warum heute viele mit dem Glauben an Gott wenig anzufangen wissen. Denn es steht der Verdacht im Raum, Glaube sei nicht nur etwas Altmodisches, ein Relikt vergangener Zeiten, sondern er befinde sich in einem Grundwiderspruch zur Moderne. Selbst praktizierende Christinnen und Christen haben bisweilen den Eindruck, es werde ihnen ein Spagat zwischen ihrer alltäglichen Existenz und ihrem Leben als Glaubende zugemutet. Als Pfarrer habe ich es immer wieder erlebt, dass sich die Gespräche bei Hausbesuchen genau um diese Problematik drehen.

Angesichts dessen darf es nicht verwundern, wenn selbst unter Kirchenmitgliedern der Glaube an einen Gott, wie ihn die Kirchen lehren, schwindet – das sagen uns alle religionssoziologischen Untersuchungen. An einen persönlichen Gott glauben zum Beispiel nach einer Studie der Bertelsmann-Stiftung (Religionsmonitor 2008) je nach Altersgruppe noch 30 bis 43 Prozent der Befragten.

Glaube und Moderne nicht als Widerspruch zu erleben, sondern miteinander zu versöhnen - dieser Anspruch steht auch an der Wiege des Alt-Katholizismus. Vordergründig entstand meine Kirche aus dem Protest gegen die Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils (1870). Dieses lehrte, dass der Papst in Fragen des Glaubens und der Moral unter bestimmten Bedingungen unfehlbare Lehrentscheidungen treffen könne und dass er die oberste Gewalt in der Kirche innehatte. Diejenigen, die diese Dogmen ablehnten, sahen in ihnen eine Neuerung, die sich weder durch die Heilige Schrift noch durch die Tradition begründen ließ. Sie hingegen wollten beim »alten« katholischen Glauben bleiben und erhielten deshalb den heute so missverständlichen Namen »Alt-Katholiken«. Missverständlich deshalb, weil es eben nicht die Ewiggestrigen waren, die sich nach 1870 in einer eigenen Kirche organisierten, sondern jene Katholikinnen und Katholiken, die die Kirche für die Moderne öffnen wollten. Nachdem sie sich zwangsläufig als eigene Kirche organisieren mussten, nutzten sie die Erkenntnisse der Theologie ihrer Zeit und setzten eine Reihe von Reformen um: Sie organisierten die Kirche bischöflich-synodal – das heißt Pfarrer und Bischöfe werden von Klerus und Volk gewählt, die synodalen Gremien treffen die Grundsatzentscheidungen –, sie führten die Landessprache in der Liturgie ein, hoben den Pflichtzölibat auf, öffneten sich für andere Kirchen. Heute haben wir auch Priesterinnen, leben in voller kirchlicher Gemeinschaft mit den Anglikanern und gewähren den evangelischen Geschwistern Gastrecht bei der Eucharistie (und genießen es umgekehrt natürlich auch). – Damit ist der Kontext skizziert, in dem ich versuche, als Mensch von heute meinen Glauben zu leben. Und vor diesem Hintergrund möchte ich meine ganz persönliche Antwort auf die Frage geben: »Kann man als moderner Mensch an Gott glauben?«

Ich glaube an Gott, aber im Sinne eines vernünftigen und aufgeklärten Christentums. Mit diesen sicherlich missverständlichen Begriffen meine ich ein Christentum, das die Erkenntnisse der Theologie, insbesondere der historischen Wissenschaft und der Bibelwissenschaften der letzten 200 Jahre, zur Kenntnis nimmt und nicht in den Hörsälen der Universitäten ihr Dasein fristen lässt. Ich staune immer wieder, wie wenig davon in der Verkündigung vorkommt. Da höre ich zum Beispiel in einer Predigt »Jesus sagte«, und wir wissen genau, dass es sich dabei um ein Wort des Evangelisten handelt und nicht um ein Jesus-Wort. Oder es wird so getan, als hätten sich kirchliche Institutionen, auch das kirchliche Amt, nicht entwickelt, sondern seien von Jesus so eingesetzt worden. Meint man, man könne diese Erkenntnisse den »normalen« Christinnen und Christen nicht zumuten?

Damit will ich kein Loblied auf einen nüchternen Rationalismus und einen verkopften Glauben singen. Im Gegenteil, ich würde zum Beispiel nicht die überkommenen Glaubensbekenntnisse aktualisieren; denn was dabei herauskommt, ist meistens oberflächlich. Gerne spreche ich die alten Formeln und reihe mich ein in die Schar der vor mir Glaubenden – wohl wissend, dass sich die Ausdrucksformen des Glaubens weiterentwickeln. Ich freue mich am Symbolreichtum des Katholizismus, der mich als Mensch mit allen Sinnen anspricht und mir die Möglichkeit gibt, einfach eine Kerze anzuzünden, anstatt meine Gedanken in ein Gebet zu fassen. In einem Gottesdienst keine Leistung bringen zu müssen, genieße ich und lasse mich gern vom Ritual mitnehmen und tragen.

Zu einem aufgeklärten Christentum gehört für mich vor allem die Gottesfrage in ihrer neuzeitlichen Radikalität. Ob Gott nur männlich oder auch weiblich ist, die Frage nach den verschiedenen Gottesbildern – das sind in meinen Augen Randfragen. Sie tragen eher noch dazu bei, Gott zu »vermenschlichen«. Was ich mir unter dem Wort »Gott« vorstellen kann, wie Gott und Welt zusammenhängen, wie ich von seinem Handeln in der Welt sprechen kann – das sind die entscheidenden Fragen. Ich bin mir sicher, eine abschließende Antwort finden wir nicht. Aber eine Kirche wird die Menschen unserer Zeit nur erreichen, wenn sie diese Fragen zulässt, anstatt sich hinter einer vermeintlichen Glaubenssicherheit gleichermaßen trotzig wie ängstlich zu verstecken. Anstatt immer gleich die Rechtgläubigkeit bedroht zu sehen, würde ich mir mehr Mut zum experimentellen Nachdenken über Gott wünschen.

Ich glaube schließlich an Gott, aber bin mir auch bewusst, dass dieser Glaube immer eine Zumutung bleiben wird. Die Zumutung, mit mehr zu rechnen als mit all dem, was ich mir vorstellen kann. Der Glaube verlangt von mir, nicht an der Oberfläche des Lebens zu bleiben, sondern offen zu sein, um Höhen und Tiefen auszuloten, offen zu sein für das Heilige im Profanen, das Göttliche im Irdischen, und mit dem zu leben, was man Mysterium, Geheimnis, nennt.

Moderne und Glauben beziehungsweise Katholizismus miteinander zu versöhnen – dieser Anspruch enthält eine sehr schlichte Forderung: Nämlich dass der Mensch von heute mit seinem Leben, seinen vielen Fragen und seinem Weltbild einen Platz in der Kirche hat und dass er dort nicht ein ganz anderer sein muss als in seinem Alltag. Ob eine Kirche diesem Anspruch gerecht wird, das entscheidet sich in jedem Gottesdienst, bei jeder Predigt, jeder Katechese, entscheidet sich täglich neu.

Matthias Ring, Jahrgang 1963, ist seit 2010 Bischof der alt-katholischen Kirche Deutschlands. Er ist der 10. Bischof seit Gründung des alt-katholischen Bistums.

»(Ich) muss ... doch feststellen: Nichts hat bisher die Bischöfe zu einer Reaktion auf Reformwünsche veranlasst, nichts, nichts. Erst und allein das Wort »Ungehorsam« hat sie wachgerüttelt. Deshalb war es wohl richtig, es zu verwenden und den Konflikt nun ohne Umschreibungen durchzustehen.«

Zitat aus einer Zuschrift an die Laieninitiative, Österreich

Gehorsam - Ungehorsam

Überlegungen zum »Aufruf der Pfarrerinitiative«

von Herbert Kohlmaier

Als Jurist, der im öffentlichen Leben verantwortliche politische Funktionen ausgeübt hat, sehe ich im Konflikt zwischen der Pfarrerinitiative und dem Wiener Erzbischof Schönborn eine Brisanz und eine Tragweite, die offenbar noch nicht überall erkannt werden. Geachtete und beliebte Seelsorger haben sich zu einem bisher einmaligen Schritt entschlossen, der die Auseinandersetzung zwischen den Kräften kirchlicher Erneuerung und dem vatikanischen System an einen entscheidenden Punkt geführt hat.

Kardinal Schönborn beruft sich auf das Prinzip des Gehorsams, gegenüber dem alle anderen Erwägungen zurücktreten müssten. Würde er das nicht durchsetzen, wäre die päpstliche Autorität erschüttert. Auch auf der anderen Seite ist ein Zurückweichen nicht möglich, wollten Helmut Schüller und seine Freunde nicht ihr Gewissen verraten. Ein Kompromiss ist in diesem Präzedenzfall, der mittlerweile weltweite Aufmerksamkeit gefunden hat, wohl ausgeschlossen. Die Niederlage für eine der beiden Konfliktparteien erscheint unausweichlich.

Sie wird ganz sicher Ausgangspunkt weiterer dramatischer Entwicklungen sein. Staats- und naturrechtlich ist unbedingter Gehorsam nur gegenüber Autoritäten zu leisten, die über eine anzuerkennende Legitimation für ihre Machtausübung verfügen. Sie können diese nach heutigem Verständnis nur durch den Souverän Volk und seine Vertreter oder natürliche Gegebenheiten der Obsorgepflicht erhalten haben, wie dies etwa bei Eltern gegenüber ihren Kindern der Fall ist.

In der vordemokratischen Geschichte haben die Herrscher ihre Macht göttlich legitimiert. Auch in der Neuzeit wurde dies auf modifizierte Weise fortgesetzt. Autoritäre Systeme beriefen sich auf historische Notwendigkeit (bei Stalin der Klassenkampf des Marxismus), auf höhere Mächte (Hitlers »Vorsehung«) oder das Interesse der Nation. Eine solche Legitimierung des Wahns führt zwangsläufig zur Willkür. Sie erfolgt immer, um sich der Verantwortung gegenüber den Menschen und deren natürlichen Rechten zu entziehen. Das Prinzip des Dienstes geht verloren.

Doch diesen Weg beschreitet die Kirchenleitung noch immer, indem sie sich auf ihre Einsetzung durch Jesus und eine Stellvertreterrolle Gottes beruft. Dazu ist sie aber nicht berechtigt. Jesus hat keinen Auftrag zur Errichtung von Ämter- und Machtstrukturen erteilt, sondern vor diesen ausdrücklich gewarnt. Im Wissen um den Missbrauch einer angeblich göttlichen Berufung verbietet er, dass Menschen eine Autorität in Anspruch nehmen, die allein seinem heiligen Vater im Himmel vorbehalten sei.

Der aufgebrochene Konflikt hat demnach eine tiefe theologische und menschenrechtliche Dimension. Setzt das klerikale System Vorschriften durch, die sich nicht auf den Willen Jesu berufen können, ist es eindeutig nicht (mehr) christlich. Es verliert dann endgültig seine eigentliche Legitimation der Nachfolge Jesu und degradiert sich selbst zu brüchigem Menschenwerk.

Ein Beharren auf einem bloß formalen Gehorsam - noch dazu unter Berufung auf das von Jesus verworfene Schwören - bedeutet die Missachtung aller Erfordernisse einer tragfähigen Gemeinschaftsbildung und der Prinzipien kluger Menschenführung, wie sie auch in Jesu Lehre deutlich zu Tage treten. Das vatikanische System, in dessen Auftrag Schönborn zu agieren gezwungen ist, würde mit Konsequenzen gegenüber der Pfarrerinitiative seinen Machtanspruch endgültig als einen bloß angemäßen erkennen lassen.

Ein solcher ist unerträglich. Ihm ist nicht Gefolgschaft, sondern Widerstand zu leisten. Es mag sein, dass Schönborn dies mit seiner Intelligenz zu erkennen vermag. Er befindet sich in einer ausweglosen Situation, der versuchte Zeitgewinn befreit ihn davon nicht. Die Stunde der Wahrheit kommt unausweichlich. Es ist jene Wahrheit, die bekanntlich frei macht.

Die Entwicklung zur Befreiung von einem Kirchenregime, das in die Irre gegangen ist, erscheint unaufhaltbar. Die Pfarrerinitiative weiß, dass sie in einer Auseinandersetzung, die nun einen Höhepunkt, aber noch keineswegs ihr Ende erreicht, auf der Seite Jesu steht. Ebenso der weitaus überwiegenden Zahl jener, denen heute Glaube und Kirche noch am Herzen liegen. Sie kann daher dem Kommenden getrost entgegensehen.

• • • • •

Verein »Priester ohne Amt«

zum Aufruf zum Ungehorsam der Pfarrerinitiative

Die Reaktion Kardinal Schönborns auf den Aufruf der Pfarrerinitiative vom Dreifaltigkeitssonntag veranlasst uns zu folgender Stellungnahme:

Zorn und Trauer hat den Herrn Kardinal erfasst, als er den Aufruf der »Pfarrerinitiative« gelesen hat, der nur öffentlich ausgesprochen hat, was in vielen Pfarren – Gott sei Dank – schon häufig geschieht. Zorn und Trauer erfasst aber auch einen Großteil der noch aktiven Katholiken, wenn sie miterleben müssen, wie seit Jahrzehnten notwendige Reformschritte, die vom Konzil angestoßen wurden, statt weiterentwickelt in die Gegenrichtung zurückgefahren werden.

Kein Wunder, dass die päpstliche und bischöfliche Autorität beginnend von »Humanae vitae« über die zahlreichen höchst fragwürdigen Bischofsnennungen, über die Verweigerung eines Dialoges bis zu den noch nicht so lange vergangenen Vertuschungen der Missbrauchsskandale derart beschädigt ist, dass es nicht nur schwer fällt, sondern sogar unzulässig wäre, einen »blinden« Gehorsam zu leben. Es gibt einen »Gehorsam«, der vor Gott und vor dem Gewissen nicht mehr verantwortet werden kann.

Gehorsam in der Erziehung in der Familie erreicht man nicht durch Pochen auf eine »Amtsautorität«, sondern durch Vorleben von Werten und Haltungen, die aber auch immer wieder zu Recht von den Kindern hinterfragt werden und argumentiert werden müssen. Gehorsam einem Firmenchef gegenüber, der Eigentümer der Firma ist, ist eine andere Sache. Aber der Papst ist nicht der Eigentümer der Kirche, sondern genauso einer der Brüder, die auf dem Weg der Nachfolge Jesu sind, wie alle Getauften und Gefirmten, die nach dem Willen Jesu eine geschwisterliche einmütige Gemeinschaft sein sollten.

Wir sind gerne bereit, den Weg mit dem Papst und den Bischöfen zu gehen, wenn diese auch bereit sind, mit den Hunderten Millionen von Christen zu gehen. Der Papst und die Bischöfe sind allerdings nur eine kleine Minderheit in der Weltkirche, die keineswegs den Heiligen Geist unter exklusivem Pachtvertrag hat. Allen Getauften und Gefirmten ist der heilige Geist zugesagt, und sie haben ein Recht in den Dingen, die sie betreffen, angehört und ernst genommen zu werden. Unsere nun schon vier Jahrzehnte dauernden Versuche, in einen ernsthaften Dialog mit der Kirchenleitung zu kommen, sind erfolglos geblieben. Wenn man mit uns nicht reden und ernsthaft argumentieren will, sind wir gezwungen zu handeln. Dabei wird aber keineswegs die Einheit der Kirche, die leider sowieso nur mehr eine Fiktion ist, beschädigt, sondern bestenfalls eine unnötige Einförmigkeit.

Wir wollen keine andere Kirche und lassen uns auch nicht aus dieser Kirche, die unsere Heimat und unsere Liebe ist, hinausdrängen, aber wir lassen uns diese Kirche nicht durch Papst und Bischöfe kaputt machen.

Wir anerkennen die Bemühungen des Papstes und der Bischöfe, ihre Ämter nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen, und wünschen ihnen Gottes reichsten Segen, bitten sie aber, auch anzuerkennen, dass wir aus bestem Wissen und Gewissen das tun müssen, was wir unseren Gemeinden und den Gläubigen schuldig sind. Wenn es einst gelingen sollte, das ohne Konflikte auf einem gemeinsamen Weg zu tun, sind wir gerne dazu bereit.

Herbert Bartl e.h.
Obmann

Mag. Hans Chocholka e.h.
Obmannstellvertreter

»Übrigens bin ich der festen Überzeugung, dass es ausdrücklich und nachdrücklich gesagt werden darf, ja MUSS, dass der Gehorsam - wenn auch noch so feierlich bei der Weihe in die Hand des Bischofs versprochen – seine Grenzen hat. Wenn ich bei ehrlicher und reiflicher Überlegung zur Überzeugung komme, dass das, was mir unter Berufung auf mein Gehorsamsversprechen befohlen wird, nicht recht ist, dann muss ich meinem Gewissen gehorchen. Kein Versprechen, kein Gelübde und kein Eid kann mich binden! Wohlgemerkt: Das ist katholische (!) Lehre.«

Zitat aus einer Zuschrift an die Laieninitiative, Österreich

»Ja dürfen's denn das?«

von Franz Nikolasch

Von Kaiser Ferdinand, mit dem Beinamen »der Gütige«, der intellektuell nicht gerade das höchste Niveau aufwies, um es beschönigend zu formulieren, wird berichtet, dass er 1848, als in Wien die Bürger gegen das Metternich-Regime revoltierten, diese Frage gestellt habe. Daran fühlt man sich angesichts der Reaktion mancher Bischöfe auf die Ansage von mehr als 300 Priestern, sich nicht mehr an die Weisungen des römischen Systems und die Vorgaben einer totalen Diktatur in der Kirche halten zu wollen, und die daher zum »Ungehorsam« aufriefen, erinnert. Das Reizwort »Ungehorsam« war anscheinend notwendig, um überhaupt eine Reaktion zu erreichen. Durch mehr als vierzig Jahre wurden immer wieder Resolutionen, Bitt- und Denkschriften an die Bischöfe und letztlich an Rom gerichtet, um mehr als überfällige Reformen zu erwirken. Das Gegenteil ist eingetreten, denn die Reformen, die vor nahezu fünfzig Jahren vom Konzil beschlossen bzw. auf den Weg gebracht wurden, sind inzwischen von Rom scheinbar zurückgenommen worden und heute sind wir soweit, uns von Rom sagen lassen zu müssen, dass das Konzil und seine Reformvorhaben ein »Betriebsunfall« waren und deshalb wieder vorkonziliare Verhältnisse hergestellt werden müssen.

Wenn gerade von dieser Seite der »Ungehorsam« beklagt wird, so soll man nicht vergessen, dass es in der Kirche keinen sklavischen Kadavergehorsam geben darf, der zu allem, was von oben kommt, Ja und Amen sagt, sondern dass es um einen »vernünftigen« Gehorsam geht, der von denen, die Gehorsam erwarten, Offenheit für und Eingehen auf berechtigte Wünsche und Anliegen voraussetzt. Wenn das durch mehr als vierzig Jahre nicht der Fall war, wenn alle Bemühungen auf taube Ohren stießen, darf man sich nicht wundern, wenn diesen Reformverweigerern Ungehorsam entgegengebracht wird. Wenn die sogenannten »Hirten« die Herde Christi - nicht ihre »Herde« – in die Irre führen, dann ist jeder dazu aufgerufen, dies zu verhindern bzw. den Gehorsam zu verweigern. Wenn durch all die Jahre über sachlich mehr als begründete Anliegen nicht einmal eine offene Diskussion geführt werden konnte, wenn die Antwort immer nur Njet lautete, dann ist Selbsthilfe ein Gebot der Stunde.

Ich stehe voll und ganz zu den Forderungen der Pfarrerinitiative und war vor vierzig Jahre einer der Erstunterzeichner eines Aufrufs von Professoren »Wider die Resignation« und habe mir inzwischen abgewöhnt, römische Weisungen auch nur zu lesen. Was im kleinen Rahmen einer Kirchengemeinschaft wie St. Leonhard an Reformen möglich ist, geschieht auch: Gläubige Christen sind ungeachtet ihrer Konfession zur Teilnahme am Herrenmahl eingeladen, desgleichen wiederverheiratete Geschiedene, denen auch ein kirchlicher Trauungsgottesdienst angeboten wird. Es gibt bei uns gemeinschaftliche Bußgottesdienste, zur Kommunionausteilung wird keine amtskirchliche Erlaubnis erbeten usw. Es ist wohl der einzige Weg, einfach das zu tun, was man als richtig und möglich erkennt, ohne lange auf Erlaubnisse der Amtskirche zu warten, denn je mehr man fragt, umso wichtiger kommen sich die vor, die dann eine »Erlaubnis« erteilen.

Vor vielen Jahrzehnten gab es in Kärnten einen Pfarrer, der seine Einstellung zur Amtskirche dadurch zum Ausdruck brachte, dass er die Briefe an die bischöfliche Behörde, das Ordinariat, prinzipiell an das »Ordinariat« richtete. Wie er wohl Briefe an Rom adressiert hätte, kann ich nur erahnen. Die Revolution von 1848 hat das Metternich-Regime hinweggefegt, ob es einer Kirchenrevolte heute gelingt, das römische Regime zu ändern, wage ich zu bezweifeln. Umso wichtiger ist es, sinnlose Anordnungen und Bestimmungen, durch die sich die Amtskirche nur zum Gespött der Gesellschaft macht (angefangen von der Pillenzyklika bis zur Wiedereinführung der vorkonziliaren Messe) einfach zu ignorieren. Ein bedeutender Theologe hat vor mehr als einhundert Jahren gesagt: »Jesus Christus verkündete das Reich Gottes, gekommen aber ist die Kirche« und meinte damit das, was wir als »Amtskirche« bezeichnen. Einer solchen Amtskirche den Gehorsam aufzukündigen und sich wieder auf die befreiende Botschaft Jesu Christi zu besinnen kann nur gut und richtig sein. Der »Ungehorsam« der mehr als 300 Pfarrer in Österreich ist ein guter Schritt auf diesem Wege. Dies meint

Ihr Franz Nikolasch

• • • • •

Das verlassene Imperium

Über den Ausstieg Roms aus der Kirchengeschichte

von Peter Pawlowsky

Rom, ehemals Zentrum eines Weltreichs, hat seine politische Weltgeltung längst verloren. Nur der Papst versteht sich noch als Kaiser einer weltweiten Institution, die von Rom aus regiert wird. Kein Monat vergeht, und wir werden mit neuen Weisungen überrascht. Bischöfe werden reglementiert und abgesetzt, Frauen in die Schranken gewiesen, alte Riten neu eingeschärft, vatikanische Gerichte entscheiden über Ehen und Exkommunikationen.

So ist schon einmal Rom aus der Geschichte ausgestiegen. Nicht der viel beschworene Sittenverfall war die Ursache. (Wäre es so gewesen, hätten schon die Renaissance-Päpste mit ihren Konkubinen das Ende der römischen Kirche bedeutet.) Vielmehr erwies sich das römische Imperium zunehmend als unregierbar. Immer strengere Gesetze und die Anmaßung zentraler Befehlsgewalt vertrieben die interessierten Schichten aus der Mitverantwortung. Ein unpolitisches Biedermeier war den damaligen römischen Aristokraten lieber, sie meldeten sich ab und überließen die Staatsgeschäfte willfähigen Abgesandten der Zentrale. So auch im heutigen römisch-katholischen Imperium. Volksbeteiligung, auch des Volkes Gottes, ist unerwünscht, Bischof wird nur, wer sich als Statthalter Roms versteht. In den Priesterseminaren wächst eine Generation heran, die von der Bedeutung des ehelosen Amtes und seinem Vorrang vor dem Volk der Laien zutiefst überzeugt ist.

Das Ergebnis dieser Entwicklung ist absehbar. Den Reformbewegungen ist die Lust auf Revolutionen vergangen, neue Dekrete aus Rom werden achselzuckend ignoriert. Längst wissen die Bischöfe, dass sie nicht mehr Herren der Lage sind, dass Priester nicht im Zölibat, Gemeinden nicht nach amtlicher Vorschrift leben, dass ihre Liturgie römische Vorschriften missachtet und das Abendmahl mit Christen anderer Konfessionen geteilt wird. Das bedeutet, dass die gesamte Amtskirche ohne Boden unter den Füßen arbeitet, dass sich ein abgehobenes System um seine Selbsterhaltung kümmert, während die Christen und Christinnen, denen der Glaube noch etwas bedeutet, sich anderswo Orientierung suchen.

Noch eine Parallele gibt zu denken. Ein schönes Beispiel liefert Constantius II. (317-361). Er war als Kaiser nicht in Rom angetreten, weil er den politischen Schwerpunkt des Reiches schon nach Konstantinopel verlegt hatte. Aber in die alte Hauptstadt reiste er, um gefeiert zu werden, weil sich die Römer auf die Gestaltung prachtvoller Triumphzüge verstanden. Wo die Macht abnimmt, wird zunächst gefeiert. Heute folgen diesem Rezept die triumphalen Papstreisen, zuletzt nach England, Spanien und Kroatien, demnächst nach Deutschland: Auftritte vor jubelnden Massen, die über die schwindende Bedeutung des römischen Führungsanspruchs hinwegtäuschen, und ohne Kontakt mit den realen Problemen der Menschen.

Rom als Zentrale der Christenheit hat vor 1000 Jahren den Osten, vor 500 Jahren den Norden verloren, aber aus diesen Fehlleistungen nichts gelernt. Heute verliert das Imperium seine prägende Macht nicht mehr durch dramatische Abspaltungen, sondern durch eine lautlose Auswanderung. In den Ländern, wo dies möglich ist, treten die Menschen aus der Kirche aus, in anderen Ländern leben sie, als wären sie ausgetreten, nach ihren eigenen Regeln und Ansichten.

Sagte ein österreichischer Bischof zum Abt eines österreichischen Stiftes (die Namen sind der Redaktion bekannt): »Rom regiert eine Kirche, die es gar nicht mehr gibt.«

Aus: Quart, Zeitschrift des Forums »Kunst-Wissenschaft-Medien« der »Katholischen Aktion« Wien Nr. 2/2011

»Immer wieder sind Menschen frustriert, wenn sie von der Kirche widersprüchliche Doppelbotschaften erhalten: Man appelliert zum Beispiel an ihre Mündigkeit, bestätigt sie feierlich im Sakrament der Firmung, fordert sie ein für das so wichtige ehrenamtliche Engagement, reagiert aber gereizt und abweisend, wenn die Mündigen den Mund aufmachen, wenn sie unbequeme Forderungen stellen oder es gar wagen, ein Kirchenvolksbegehren auf den Weg zu bringen. Mündigkeit propagieren, aber Bevormundung praktizieren – das führt zur Lähmung, zur Frustration«

Zitat aus: Stefan Kömm, »Wie wird die Kirche wieder glaubwürdig?« Ein Diskussionspapier aus der Sicht eines Gemeindeseelsorgers

ALLES MUSS KLEIN BEGINNEN

von Peter Möller

Nach der Wende lernte ich die Lieder Gerhard Schönes lieben, besonders dieses:

Manchmal denk ich traurig: Ich bin viel zu klein!
 Kann ja doch nichts machen! Und dann fällt mir ein:
 Erst einmal beginnen. Hab ich das geschafft,
 nur nicht mutlos werden, dann wächst auch die Kraft.
 Und dann seh ich staunend: Ich bin nicht allein.
 Viele Kleine, Schwache stimmen mit mir ein:
 Alles muß klein beginnen, laß etwas Zeit verrinnen.
 Es muß nur Kraft gewinnen, und endlich ist es groß.

Der FK hat einen kompetenten Arbeitskreis »Ethische Geldanlagen«, der schon gute Ergebnisse vorweisen kann. Es ist ja wirklich wichtig, ob meine Bank mein Spargeld für Waffenfabrikation und Großkraftwerke ausleiht oder in Solaranlagen, Windräder oder Biolandbau investiert. Aus der Sicht des Graswurzel- zwergs habe auch ich mir Gedanken gemacht, wie ich mit kleinen Schritten die Welt verändern kann. Menschen mit neuen Ideen gelten so lange als Spinner, bis sich die Sache durchgesetzt hat, lese ich bei einem optimistischen Zeitgenossen.

Hätten Sie es vor Monaten für möglich gehalten, dass die vier Energie-Dinosaurier stolpern? Hunderttausende haben inzwischen abgestimmt und den Stromanbieter gewechselt (EWS, Greenpeace, Natur-Strom, Lichtblick). Wer kann nach Fukushima noch Atomstrom kaufen! Es ist wirklich wichtig, mit welchem Geldinstitut ich arbeite. Alternative Firmen wie GLS, Ethikbank und andere mehr verdienen Beachtung – wenigstens Spargeld oder die Rücklagen von Gruppen könnten dort liegen. In guter Weise wirken Darlehen an Organisationen wie Fairplanet, Oikokredit, Banafair, Gepa oder, was doch ganz logisch wäre, an Freunde. Ein weites Feld ist auch der Komplex Mobilität. Wo und wie verbringen wir den Urlaub? Wie komme ich im Alltag von A nach B? Nicht jeder kann seine eigene Solaranlage bauen (Solarthermie, Photovoltaik), aber jeder Sparer kann sich bei anderen beteiligen. Immer noch bin ich fasziniert von der Tatsache, dass ich in den letzten drei Jahren mit zusammen 240 Menschen drei Photovoltaik-Anlagen auf städtischen Dächern errichten konnte - da trafen sich Ökologie und Ökonomie. Nicht unerwähnt bleiben sollten unsere ganz normalen Einkäufe. Kaufe ich regionale und saisonale Produkte? Unterstütze ich den fairen Handel? Denke ich überhaupt über meinen Lebensstil nach? Alles muß klein beginnen! Wir müssen schon selbst die Veränderung sein, die wir in der Welt sehen wollen.

Gibt es beim Menschen einen freien Willen?

von Christa Heidrich

Das Thema »freier Wille des Menschen« war bisher eher das Sachgebiet der Philosophie und Theologie. Mittlerweile liefert die Hirnforschung ganz neue Erkenntnisse zu der Thematik.

Die Experimente des amerikanischen Physiologen Benjamin Libet im Jahre 1979 und von John-Dylan Haynes (Max-Planck-Institut Leipzig) 2008 weisen nach, dass der Entschluss zu handeln im Gehirn unbewusst vorbereitet wird, bevor die bewusste Entscheidung dazu fällt.

Bei der Versuchsperson, die bewusst ihre Hand heben soll, setzt das Gefühl des Bewegungsbeginns früher ein als die Muskeln tätig werden und das, obwohl die bewusste Bewegungsintention vor dem bewussten Bewegungserlebnis stattfindet. Die zeitliche Differenz zwischen der Absicht der Großhirnrinde (Cortex), die Hand zu heben und der Muskeltätigkeit beträgt immerhin 300 - 500 Millisekunden. Die Versuchsperson allerdings fühlt sich als freier Akteur! Ein Experiment zur Prüfung der menschlichen Selbstwahrnehmung weist nach, dass die Versuchsperson fälschlicherweise eine Handattrappe für ihre eigene Hand hält und mit ihr visuelle und taktile Wahrnehmungen erlebt. Diese künstliche Hand wurde unmittelbar so über der eigenen Hand platziert, dass die Versuchsperson die eigene Hand nicht sehen konnte; ein Tuch wurde von der Handattrappe bis zur Schulter gelegt. Mit einem Pinsel strich der Experimentator über beide Arme.

Nach kurzer Zeit bereits hielt die Versuchsperson die Attrappe für einen Teil ihres Körpers und glaubte den Pinselstrich dort zu spüren. Dieses Phänomen korreliert mit einer stark erhöhten Aktivität im vorderen Bereich des Cortexes, der eine Schlüsselrolle bei der psychischen Selbstwahrnehmung spielt. In Anbetracht der vorgestellten Versuchsergebnisse muss der freie Wille des Menschen neu definiert werden!

Der Hirnforscher Gerhard Roth (2004) ist der Auffassung, dass das Ich das Zentrum einer nur virtuellen Welt, einer Erlebniswelt ist, die wir als Wirklichkeit interpretieren. Unser Gehirn würde über viele Jahre diese Erlebniswelt konstruieren mit Hilfe von Sinneswahrnehmungen. Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen, Gefühlen, Wünschen und Plänen. Dadurch bilde sich langsam das Ich ein, Zentrum der Wirklichkeit zu sein. Es hält sich zunehmend selbst für den Autor der eigenen Gedanken und Vorstellungen. Roth hält dies für eine Illusion, denn all diese Vorstellungen entstünden lange, bevor das Ich entsteht. Dieses Ich übernehme nicht die tatsächliche Kontrolle, sondern erfülle drei Funktionen:

1. Als Zuschreibungs-Ich: Hier entwickelt das Gehirn eine corticale Erlebniseinheit und bildet die jeweilige Identität aus. Dieser Entwicklungsprozess ist an die Ausbildung des biologischen Gedächtnisses gebunden.
2. Als Handlungs- bzw. Willens-Ich: Diese schafft eine virtuelle Instanz, die sich selbst alle Intentionen und die Handlungsfähigkeit zuschreibt.
3. Als Interpretations- und Legitimations-Ich: Es hat die Aufgabe, die eigenen Handlungen vor sich selbst und vor der sozialen Umwelt zu einer plausiblen Einheit zusammenzufügen und zu rechtfertigen, und zwar unabhängig davon, ob die gelieferten Erklärungen auch den objektiven Tatsachen entsprechen.

Zusammengefasst kann man sagen, dass es beim freien Willen nicht um Willensfreiheit geht, sondern um die Autonomie menschlichen Handelns. Autonomie ist die Fähigkeit, innengeleitet aus individueller Freiheit heraus zu handeln. Innengeleitet bezieht sich auf das limbische Bewertungssystem. Die Evolution hat die wachsende Unabhängigkeit von der Determination des Stoffwechsels von Gehirn und Nervensystem gebracht zugunsten von Wahrnehmungs- und Gedächtnisinhalten (Zuwachs des Cortex), die bei konkreten Erlebnissen ein- und ausgeschaltet werden können. Der Homo sapiens sapiens ist in der Lage, die Zusammenhänge seiner Abhängigkeiten von seinen Stoffwechsel- und Nervenfunktionen zu erkennen. Dieses Bewusstsein von sich selbst gibt ihm die Möglichkeit, seine eigenen Natur zu beurteilen und frei mit diesen Erkenntnissen umzugehen, vergleichbar der Erfahrung, dass ich mich nur dann für eine Zugreise entscheide, wenn ich den Fahrplan kenne und sicher bin, dass er auch eingehalten werden kann. Dies gilt auch für den Umgang mit unserer Determination: Nur wenn ich über unbestimmte psychische Mechanismen im Menschen Bescheid weiß, beginnt mein Ich mit seiner Geschichte seiner selbst bewusst zu werden und entsprechend zu handeln.

Christa Heidrich ist Gymnasiallehrerin für Naturwissenschaften

Blinder Gehorsam ist heute wieder angesagt. Gewissensentscheidung – also die Freiheit des Gewissens, auch das Sich-irren-Können und -Dürfen und die Mündigkeit des einzelnen Gläubigen haben keine Gültigkeit mehr. Rom allein macht die Vorgaben, wir brauchen nur zu folgen! Rom ist unser Gewissen. Wir brauchen nicht mehr zu denken und zu entscheiden! Danken wir also Rom, das uns alle Entscheidungen abnimmt! Die Folgen – wenn etwas danebengeht – haben wir selbstverständlich selbst zu tragen.

Aus: Heinz Pangels, »Fragen und Gedanken zum Schreiben der Glaubenskongregation über den Kommunionempfang«.

Festvortrag von Ulrich Harbecke
zum 10-jährigen Bestehen von donum vitae
im Kreisverband Warendorf e. V.

Meine Damen und Herren, liebe Gäste,

bevor Sie es gleich merken, will ich es hier schon bekennen: Es geht mir nicht um die Darstellung eines Vereins oder einer Organisation, die Sie alle kennen, auch nicht um Präambeln und programmatische Grundsätze, die Sie den Prospekten und Rundschreiben entnehmen können. Und schon gar nicht geht es mir um die Mengenlehre, die statistische Bilanz der geleisteten Arbeit. Wir feiern ein kleines Kraftwerk unserer Zivilisation, und da will ich Kräfte und Wirkungen spüren, welche die vergangenen zehn Jahre möglich gemacht haben und vielleicht auch noch für weitere Jahrzehnte reichen.

Fünf Szenen gehören – so meine ich – zum Anlass dieses Treffens im Medio.Rhein.Erft, und ich will sie Ihnen nach und nach in Erinnerung rufen.

1. Der Kampf um die Teilnahme der katholischen Kirche am staatlichen System der Konfliktberatung schlug deutschlandweit hohe Wellen. In Kerpen, ganz hier in der Nähe, war Visitation durch den Weihbischof, und ich hatte eine Podiumsdiskussion zu moderieren über die heißen Eisen der Kirche. Man kam rasch zum Thema, das in der Luft lag und allen auf den Nägeln brannte. Es ging um den Beratungsschein, für die einen ein wohlfeiler Blankoscheck zur Abtreibung, für die anderen eine letzte Chance, mit den betroffenen Frauen ins Gespräch zu kommen. Durfte man - wie vorgeschlagen wurde - auf diesen Schein schreiben, dass er nicht zur straffreien Abtreibung berechtigte, wohl wissend, dass er dafür benutzt wurde.

Der Bischof hörte sich das Für und Wider mit wachsender Unruhe an. Dann rief er fast schon verzweifelt in den Saal: »Liebe Leute, ich kann doch auf einen schwarzen Schein nicht schreiben, er sei weiß!« - Kurze Stille. Dann erhob sich hinten eine Frau mittleren Alters und rief über alle Köpfe hinweg: »Lieber Herr Bischof, wenn ich dadurch das Leben eines Kindes retten kann, schreibe ich auf Ihren Schein, was immer Sie wollen!«

2. Nach einer Fernsehaufzeichnung in Bonn sitze ich noch spät mit Bischof Lehmann und dem Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Pater Langendörfer, am Tisch. Der Bischof sagt, er sei in seinem tiefsten Gewissen davon überzeugt, dass die katholischen Beratungsstellen eine wichtige und unverzichtbare Arbeit machen. Dort werden täglich Menschenleben gerettet, und das müsse man doch auch dem Papst begreiflich machen können. Die Formeln des Lebens gingen nun mal nicht glatt und restlos auf. Ich weiß es noch, wie mich seine Klarheit und Kampfeslust überraschte und freute.

Tage später fuhr er wie damals alle deutschen Bischöfe zu einem ad limina Besuch nach Rom. Es war die letzte Chance, Johannes Paul II. über die Situation in Deutschland aufzuklären, nachdem Bischof Dyba von Fulda und Kardinal Meisner von Köln seinen Blick fleißig mit Nebelkerzen und intriganten Manövern gegen ihre Amtsbrüder getrübt hatten. Der hessische Rundfunk begleitete die Reise der Bischöfe. Schon in seinem Dienst-Mercedes sitzend, drehte Bischof Lehmann noch einmal die Scheibe herunter und sagte in die Kamera: »Wer in der Welt kann mich denn hindern, Menschenleben zu retten, die ich retten könnte!«

Wir wissen, wie es ausging. Der Papst konnte. Er behandelte die deutschen Bischöfe wie lästige Bittsteller und ließ sie zum Teil in den Vorzimmern abservieren. Man organisierte für sie ein Besichtigungsprogramm zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, und davon gibt es viele. Vom Würzburger Bischof Paul Werner Scheele weiß ich, dass er sich ausklinkte und lieber nach Trastevere ging, um am Abendgebet von Sant' Egidio teilzunehmen. Sie kehrten zurück in ihre Diözesen, und das Unglaubliche geschah: Die Nachfolger der Apostel unterwarfen sich gegen ihr Gewissen dem Befehl des Papstes. Der Gehorsam, den sie geschworen hatten, ging ihnen über alles. Die Einheitlichkeit des kirchlichen Erscheinungsbildes war der alles entscheidende Wert. Die katholischen Beratungsstellen wurden geschlossen.

3. Anderthalb Jahre später: Dienstreise nach Limburg zu einer Pressekonferenz mit Bischof Franz Kamphaus. Ich war früh dran und hatte noch Zeit für einen Kurzbesuch im Dom. Etwas war merkwürdig. Mitten auf dem Altartisch stand eine brennende Kerze. Sie war in bunten, aber schon angegilbten Farben gestaltet und weit heruntergebrannt. Ein Küster eilte vorüber, und ich fragte ihn, was das zu bedeuten hätte. Er sah mich groß an. »Ja wissen Sie denn« nicht, gleich muss doch unser Bischof vor die Presse treten und... »Ich weiß«, sagte ich, und der Mann fuhr fort: »Das da ist seine alte Bischofskerze. Sie war ein Geschenk zu seiner Weihe. Er weiß nichts davon, aber wir haben sie hervorgeholt und dort hingestellt. Der da oben soll auch wissen, was hier los ist und worum es geht.«

Die Pressekonferenz wurde die erschütterndste Stunde, die ich als Journalist und Katholik erlebt habe. Vor den Reportern aus ganz Deutschland mit ihren Kameralenten und Fotografen saß der alte Mann von Limburg als ein einfacher Priester, ohne die Insignien seines Amtes, nach einem langen Arbeitsleben im Weinberg Gottes, ein liebenswerter und zutiefst glaubwürdiger Freund seines Gottes und der ihm anvertrauten Menschen. Als einziger unter 27 deutschen Bischöfen hatte er sich viele Wochen Zeit genommen, um das Geschehen in den Konfliktberatungsstellen seiner Diözese am eigenen Leib zu erleben. Er konnte die segensreiche und dem Leben zugewandte Arbeit der Beraterinnen beobachten, wie sie verzweifelten und verwirrten Frauen ein offenes Gegenüber boten, lange zuhörten und dann behutsame Fragen stellten, und wie es ihnen immer wieder gelang, kleine Bündnisse zu stiften, zwischen der Frau und ihrem Kind, zwischen ihr und dem Partner, wie sie verborgene Kräfte entdeckten (Sie nannten das »Ressourcen«, Quellen), und wie dann Alternativen auftauchten, wo eigentlich schon alles verloren war.

Da waren Frauen, die vielleicht zum ersten Mal erlebten, dass ihnen jemand wirklich zuhörte, dass man sie ernst nahm und ihnen mehr zutraute als sie sich selbst in der Düsternis ihrer scheinbar verfahrenen Situation. Der kleine, bescheidene Bischof begriff, dass er hier nicht Amtsträger war, dass er hier nicht eine ehrwürdige Hierarchie, eine »heilige Macht«, zu vertreten hatte. Hautnah an den Qualen der Menschen, ihren Niederlagen und kleinen Triumpfen, auch an ihren ganz konkreten Alltagproblemen, war er weit weg von Gremienkonferenzen und pompösen Pontifikalämtern. Er war Seelsorger und Pfarrer, ganz nah bei den Menschen und ganz nah bei Gott. – Danach hatte er als Einziger im deutschen Episkopat dem Papst ins Angesicht widerstanden, auch mit einem südwestfälischen Dickschädel. In Limburg wurde weiter beraten, seit anderthalb Jahren.

Und nun saß er da und musste vor aller Welt bekannt geben, dass er verloren hatte. Der Papst griff durch. Er fand leicht einen willfährigen Weihbischof und gab ihm Order, die Zerschlagung der katholischen Konfliktberatung auch in Limburg durchzusetzen. Bischof Kamphaus wurde in dieser Frage entmündigt. Mit immer wieder brechender Stimme bekannte er, am Ende seiner Möglichkeiten und seiner Kraft zu sein. Der Papst hätte die Verantwortung übernommen, und nun müsse er sie auch tragen.

Es war ganz still damals in dem Saal. Die abgebrühte »Journalistenmeute« war tief berührt. Ihre Fragen kamen behutsam und höflich, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Wir alle wissen; über Moral lasst sich trefflich streiten. Jeder Mensch hat seine eigenen Grundsätze, die geprägt sind von seinem Milieu, seiner Erziehung, Bildung, religiösen Orientierung, Erfahrungen und unterirdisch mitgeformt von seinen Interessen. Aber kein Mensch ist eine Insel. Wir leben in Gemeinschaften (Familie, Schule, Betrieb und Staat), das heißt in einem Wertesystem, über das wir uns mit anderen verständigen müssen. Nicht ohne Spannungen, denn oft gibt es unabweislichen Handlungsbedarf und ethische Zielkonflikte, die sich nicht durch Mehrheitsentscheidungen befrieden lassen. Am wenigstens bei Themen von existenzieller Wucht.

Hinzu kommt ein dynamisches Element. Neue Situationen und Dilemmata werfen neue Fragen auf, und diese erfordern neue Antworten. Menschen zeigen sich plötzlich fähig, das Neue zu erkennen und das Notwendige zu tun. Sie können zwischen Legalität und Legitimität unterscheiden. Sie entdecken, dass die bestehende Rechtsordnung der gewachsenen Entwicklung nicht mehr entspricht. Sie reißen Zäune ein und Mauern. Sie füllen Gräben auf. Sie springen sogar über den eigenen Schatten. Sie schaffen einen Überfluss an Möglichkeiten, so dass man plötzlich wieder wählen kann und dann vielleicht einen guten Schritt in die richtige Richtung wagt.

Dass damit Konflikte verbunden sind, kann niemanden wundern. Man kriegt es zu tun mit den Mächtigen, die von den bestehenden Verhältnissen profitieren. Man erlebt Spott, Ausgrenzung und Verfolgung. Man kriegt es auch zu tun mit den Dumpfen und Schlichten, denen jede Veränderung Angst macht, die das einfache System von Befehl und Gehorsam beruhigend und entlastend finden. Man kriegt es vielleicht sogar zu tun mit falschen Freunden, die zuviel Beifall spenden, Orden anheften, auf die Schulter klopfen und die Schwächeren im goldenen Käfig einschläfern.

Aber die Vorläufer, die das Udenkbare denken und den neuen Weg betreten, sie lassen das allgemeine Bewusstsein wachsen und befördern so die Weiterentwicklung des Rechts. Die nachfolgenden Generationen haben ihnen viel zu danken.

Auch im kirchlichen Bereich gibt es kleine und große Schritte einzelner Menschen und Gruppen, welche die Heilsgeschichte weitertragen und voranbringen. Sie haben es leichter, weil sie sich auf den Geist des Evangeliums berufen können und Gott mehr gehorchen dürfen als den Menschen. Sie haben es schwerer, weil sie damit in aller Regel auf geweihte Entscheidungsträger stoßen, die solchen Bewegungen mit tiefem Misstrauen gegenüberstehen. Es fehlt an demokratischen Strukturen, wo im offenen Austausch der Argumente ein Überfluss an Alternativen entstehen könnte. Die Inhaber kirchlicher Macht fühlen sich nicht demokratisch, sondern charismatisch legitimiert (Handauflegung oder »Es steht geschrieben«). Sie bilden eine Kaste mit eigener Sprache, eigenen Gewändern, eigenen Ritualen und – wenn man Kölner Kardinäle gewahren lässt - mit einer ins Grotteske überhöhten Selbstbewertung als eine Art dritter Species neben Mann und Frau und als die berufenen Interpreten des göttlichen Willens. Jede Veränderung erscheint ihnen bedenklich. Eine wohlwollende Betrachtung der Reformvorschläge könnte schon das Bestehende infrage stellen. Das Bestehende ist ihnen aber die göttliche Ordnung, der sie zu dienen haben. Sie haben ihr Amt ja auch nur, weil sie sich mit dem bestehenden System und Apparat identifizieren. Wer Unruhe stiftet oder gar aufmüpfig wird, lässt es an der Tugend der Demut fehlen, zeigt sündhaftes Verhalten und bringt alles ins Wanken. Reformen erscheinen ihnen immer verfrüht, auch wenn schon alles zu spät ist.

Wie ganz anders der Wanderprediger von Nazareth. Er errichtet kein theologisches System, schreibt keinen Katechismus, kein Regelwerk. Er schreibt überhaupt nichts, sondern erzählt Geschichten und erzeugt kleine Ereignisse. Er entthront den metaphysischen Gott, den kosmischen Hausmeister und Schlachtenlenker. Er holt ihn zum Menschen herunter und zeigt Ihn als liebenden Begleiter, vor allem der Armen und Unterdrückten.

4. Man bringt ihm eine Ehebrecherin, die nach dem Gesetz zu steinigen ist. Da ist die Meute der Ankläger. Eine Flut von Gesten und Worten. Sie überbieten sich in staatserhaltender »correctness«. Jeder belauert den anderen. Jeder hofft auf den Beifall der Obrigkeit. – Da ist die lebendige Frau. Hier sind die Regelwerker und Gelehrten. – Dort eine leidenschaftliche Tat. Hier das kalte Gitterwerk der Gesetze und Traditionen. – Alle sind am Ende der Sackgasse, können sich nicht mehr bewegen, sind in der selbstgebauten Falle. – Und hätten ihn auch gern darin. Denn das haben sie schon gespürt: Der da geht eigene Wege. Der redet von Vergebung und Umkehr. Der heilt sogar am Sabbath, wo doch jede Tätigkeit verboten ist. Aber jetzt haben sie ihn in der Hand, ganz gleich, wie er sich entscheidet. Stellt er sich auf die Seite der Frau, dann ist er ein Gesetzesbrecher, ein Aufrührer und Systemveränderer, und man kann kurzen Prozess mit ihm machen. Wirft er aber den Stein, dann ist seine Botschaft von der bedingungslosen Gottes- und Menschenliebe nur Gerede, und man kann ihn vergessen. – Und was passiert? Er tut gar nichts. Er schweigt und malt seltsame Zeichen in den Sand. Die Attacke geht ins Leere. Er lässt sich ihre Waffen nicht aufzwingen. Und dann sagt er nur einen Satz: »Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.« – Schlagartig verändert sich die Szene. Das aufgeregte und selbstgerechte Kollektiv verfällt. Die Angelegenheit verlagert sich ins Innere, ins Innere jedes Einzelnen. Und jetzt haben sie die Wahl und müssen sich entscheiden: Wer den Stein wirft, entlarvt sich als Lügner. Wer die Wahrheit über sich selbst erkennt, kann nicht mehr werfen. – Sie trollen sich, einer nach dem anderen. Es wird einsam auf dem öffentlichen Platz. »Hat dich niemand verurteilt«, sagt er, »dann will auch ich dich nicht verurteilen.« – Alle haben wieder Spielraum und Atemluft. Wo nur noch Stand-Punkt war, ist wieder Horizont,

Max Weber hat in einem klugen Aufsatz einmal unterschieden zwischen Prinzipienmoral und Verantwortungsmoral. Die eine postuliert ein ehernes Gesetz, das immer und überall gilt und mit allen Mitteln durchzusetzen ist, und wenn die Welt darüber zugrundegeht. Sie weigert sich, den Einzelfall zu regeln in ständiger Sorge, er könnte zum Regelfall werden. Sie konstruiert am Schreibtisch mit viel Papier und kleinen Buchstaben ein möglichst widerspruchsfreies System, aus dem sich dann die Normen des menschlichen Verhaltens ableiten lassen.

Die Verantwortungsmoral dagegen sieht gerade und vor allem den Einzelfall. Sie akzeptiert die Widersprüchlichkeit des Lebens und sucht nach einem vielleicht kurvenreichen Weg, die aktuelle Situation zu regeln und dem betroffenen Menschen individuell zu helfen. Sie mag ihn, sie liebt ihn mit seinen Eigenschaften und Möglichkeiten. Sie steht ihm nicht gegenüber, sondern geht ein Stück Weges mit ihm. Sie entdeckt die tieferen Motive seines Handelns, seine verschütteten Kräfte. Sie glaubt an ihn, das heißt, sie gelobt sich ihm an, und allein das macht ihn schon stärker und mutiger und zuversichtlich. Für sie ist auch das Gegenteil der Wahrheit nicht ganz falsch und – wie sowieso in der Liebe – der Umweg oft die kürzeste Verbindung.

Prinzipienmoral sieht den Menschen als »Fallbeispiel«. Er ist wie eine Umrisszeichnung, ein Baustein, den man in das System einfügen muss und wehe ihm, wenn er nicht genau hineinpasst. Prinzipienmoral predigt den Fortschritt, Verantwortungsmoral will die vielen kleinen Fortschritte.

Die Geschichte ist voller Beispiele für diesen Konflikt. Wer etwa prinzipiell gegen jede Art der Empfängnisverhütung ist, muss, um sich treu zu bleiben, das strikte Kondomverbot fordern, auch wenn dieses angesichts der Aids-Katastrophe inzwischen ein Mittel der Todesverhütung wurde. Die Auswirkungen dieser Haltung sind katastrophal. Wer 40 Millionen zum Tode verurteilten Menschen (verwirrten Männern, wehrlosen Frauen und völlig unschuldigen Kindern) auf dem Weg zum Grab nachruft, wie es die Plaudertasche Gloria von Thurn und Taxis unter dem Beifall von Kardinal Meisner in der ARD tat: »Ihr hättet weniger ‚schnackeln‘ sollen, dann wäre euch das nicht passiert!« – und sich abwendet, um die Hände in der Unschuld seiner Prinzipien zu waschen, der hat seine Rolle als moralische Autorität verspielt

Das Evangelium hat sich in dieser Frage völlig klar entschieden. Jesus stellt sich bedenkenlos, ja skrupellos, auf die Seite der Schwachen. Bei ihm gilt die Verantwortungsmoral der Nächstenliebe. Für ihn zählt der einzelne Mensch, der in Verwirrung und Schuld vor ihm steht. Ihm wendet er sich mit voller Aufmerksamkeit zu. Ihm ermöglicht er eine kleine Auferstehung lange vor der großen. Er durchkreuzt die Prinzipienreiter seiner Zeit und die selbstgewissen Inhaber der absoluten Wahrheit mit seiner umfassenden und bedingungslosen Liebe. Er hilft ihnen nicht, weil es moralisch geboten wäre oder unter der Bedingung ihres Wohlverhaltens, sondern weil er sie mag, nicht die Menschheit, sondern die Leute. Was den Klerikern seiner Zeit als Chaos und Anarchie erschien, war mit seinen Seligpreisungen die entwaffnende Verfassung des Reiches Gottes. Wenn man von ihm forderte, sich für eine der zwei Seiten einer Medaille zu entscheiden, dann wählte er die dritte. Elias Canetti schrieb einmal: »Wen man einmal schlafen sah, den kann man nie mehr hassen.« Jesus sah uns alle schon einmal schlafen.

5. Die fünfte Szene geschieht hier im Medio von Bergheim. Als sich damals Papst und Bischöfe der Verantwortung entzogen, gab es einen kleinen Aufstand mutiger Frauen und Männer, vor allem Frauen. Sie standen buchstäblich auf und sagten frei nach Luther: »Hier stehen wir, wir können nicht anders, Gott helfe euch!« Sie hatten gelernt und es in ihrem Beruf ja auch schon lange geübt, dass man sich der so genannten Macht des Faktischen nicht unterwerfen muss. Sie sagten: Wir machen weiter, was wir als Christen nicht aufgeben dürfen, wenn wir uns nicht als Christen aufgeben wollen. Sie gründeten eine christliche Bürgerinitiative, fanden Gleichgesinnte, Helfer und Unterstützer und können nun schon auf ein Jahrzehnt aufrechten Ganges zurückschauen.

Man spricht viel von der Krise des Amtes in der katholischen Kirche. Vom horizontalen Schisma zwischen den sogenannten Würdenträgern und den sogenannten Laien. Die Aufbruchsstimmung des Konzils ist weitgehend verfliegen. Die damaligen Bremser sitzen im Stellwerk oder in der Lokomotive und lassen das Feuer ausgehen. Der Problemstau wird täglich größer. Missbrauchsskandale und hilflose Reaktionen des Systems führen zum Massenaustritt und der tiefsten Vertrauenskrise seit Menschengedenken. Und das in einer Zeit, in der sich unzählige Menschen nach Orientierung in einer unübersichtlichen Welt sehnen. Dies ist die Zeit der Bürgerinitiativen.

Es gibt lebendige Signale. Schon Publik Forum war ein solches, das Kirchenvolksbegehren und die Bewegung »Wir sind Kirche« rechne ich auch dazu. Seit fünf Jahren widersetzt sich in Köln die Karl-Rahner-Akademie ihrer Vernichtung, und seit zehn Jahren macht »donum vitae« seine segensreiche Arbeit. Jeder wache Katholik und Christ sollte Mitglied sein und sei es aus egoistischen Gründen, denn wer dies in seiner himmlischen Personalakte hat, wird am Jüngsten Tag problemlos durchgewunken.

Liebe Mitglieder, Helfer und Freunde. – Wir sitzen hier in diesem Saal und meinen, wir seien unter uns. Aber der Eindruck täuscht. Wer jetzt sein inneres Ohr weit aufmacht, der hört sie: kleine Stimmen aus der »Nähe und von weit, Hunderte, Tausende, die da brabbeln und krähen, singen und quäken. Er hört das fröhliche Geschrei spielender Kinder, kleine Erfinder und Künstler, freche Rotznasen und stille Beobachter, wilde Chaoten, heiße Spieler und sanfte Träumer. Da sind Überflieger und Sitzenbleiber, flinke Könner und Spätzünder. Und jedes ist ein neuer Vorrat an Zeit. Sie und ihre Väter und Mütter, wir alle bekamen das Geschenk des Lebens.

Wir feiern nicht nur den Geburtstag einer Organisation. Wir feiern viele kleine Geburtstage und Auferstehungen von Menschen, die am Boden lagen. In ihrem Namen und auch anstelle von Papst und Bischöfen möchte ich »Danke!« sagen.

(Das abschließende »Schlusswort eines Neugeborenen« musste aus Platzgründen weggelassen werden.)

• • • • •

Initiative Ökumene 2017

Der Versuch, heutiges Christsein an Jesus zurückzubinden

Woher, wohin des Weges? Die Initiative Ökumene 2017 verdankt ihre Gründung im Mai 2010 dem entschlossenen Versuch, heutiges Christsein gegen seine institutionellen Verzerrungen an seinen Ursprung namens Jesus Christus zurückzubinden. Wir sind verwundert, dass sein Name im gegenwärtigen »Dialog-initiativ-memorandums-gesprächs-machtstrategie-Getümmel« kaum eine Rolle spielt – und sind überzeugt, dass dieser Weg zur Quelle naheliegend, berechtigt, notwendig, klärend und ertragreich im Sinne einer Maßgabe für die Zukunft ist. Wir erliegen nicht der Illusion, den historischen Jesus rekonstruieren zu können – auch nicht der Versuchung, ihm unsere heutigen Reformwünsche unterzuschieben. Aber wir halten als Ergebnis einer mehr als 100-jährigen historisch-kritischen Exegese fest:

- 1.** Die Existenz und die Grundkonturen des Redens und Handelns des Mannes aus Nazareth, sowie die Konflikte, die zu seiner Kreuzigung führten, sind historisch erhärtet und zugänglich .
- 2.** Darüber hinaus ist das Neben- und Miteinander nachösterlicher, neutestamentlicher Theologien und Gemeindestrukturen ein hilfreiches Modell für gläubiges, vielstimmiges, kulturell eingebettetes, ökumenisch-pluralistisches theologisches Suchen – in seiner Perspektive – auch für heute .
- 3.** Von diesem Ur-Impuls Jesus Christus selbst aber ist vor allem festzuhalten: Der Jude Jesus war aus einer ureigenen »Gottes«-Erfahrung« heraus religiös, gesellschaftlich und politisch ungewöhnlich autark, frei und offen.

- 4.** Jesus anerkannte als einzige Autorität (für alle und auch für sich selbst!) seine zärtlich angesprochene, liebevolle, nicht magische »Gottes«(Abba)-Empfindung - und lehnte jeden Anspruch auf Herrschaft und Macht im Namen Gottes von Menschen über Menschen ab .
- 5.** Jesus erlebte, proklamierte und repräsentierte die sogenannte »Gottesherrschaft«, - jene von vielen ersehnte, geschenkte, allumfassende Heils- und Gerechtigkeitsdynamik »Gottes«. Jesus warb darum, diese Wirklichkeit zu glauben, ihre Zeichen wahr- und anzunehmen, sie zu feiern und sie anders zu leben: als Geschenk, Einladung, Gegenentwurf und Erfahrungsraum – und zwar hier und jetzt – und nicht irgendwo und irgendwann nach einem drohenden Gericht. Damit stellte er die religiösen, gesellschaftlichen, politischen Realitäten seiner Zeit grundsätzlich und lebenspraktisch in Frage und teilweise auf den Kopf.
- 6.** Jesus war kein Priester und hat keine priestergeleitete Institution gegründet Er hat die Priesterschaft, den Tempelkult und den Opferbetrieb heftig kritisiert und das prophetische »Barmherzigkeit will ich - nicht Opfer!« aufgegriffen und gelebt. Offenen Auges hat er mit der Möglichkeit seines Propheten-Todes für »Gottes und der Menschen Sache« gerechnet, nicht aber seinen Vater mit einem blutiges Opfer versöhnen müssen.
- 7.** In seiner neuen, viele Grenzen sprengenden »Familie« gab es Brüder und Schwestern und Mütter, aber keinerlei »heilige Väter« – außer dem einen. Frauen und Kinder hatten in seinen Augen ungewöhnlicherweise den gleichen Rang, dieselbe Würde und Achtung wie die Männer. (Der Zwölferkreis symbolisierte nur die 12 Stammväter Israels.)
- 8.** Jesus erfüllte das ganze Gesetz, indem er es mit Liebe und Solidarität erfüllte. Dabei kritisierte er ein fundamentalistisches Buchstabenverständnis und warnte vor allem dogmatischen Aburteilen. Nichts machte ihn wütender, als wenn Menschen, die es schon schwer genug hatten, unter Ausgrenzung und Bichtung durch selbsternannte »Gerechte« litten, die im Namen »Gottes« Feindbilder pflegten. Und nichts machte ihn glücklicher, als wenn Menschen aus einem Grundvertrauen heraus - befreit von Schuld und Angst - geheilt und solidarisch selber zu leben lernten. Er selbst überschritt oder relativierte darum viele religiöse, kultische, gesellschaftliche Grenzen. Seine Tischgemeinschaft mit »Zöllnern und Sündern« und sein Heilen der an Leib und Seele Kranken setzte Zeichen, seine Vorurteilslosigkeit gegenüber Prostituierten auch.
- 9.** Jesus lebte mit den Menschen, in den Häusern, auf der Straße: wahrnehmend, zuhörend, fragend, Einsichten gewinnend, antwortend und heilend - aber auch provozierend und argumentierend. Er ging wahrhaft dialogisch und mitfühlend auf die Lage der Menschen ein und blieb bis zum Schluss ohne Hass, Gewalt und Rache – im Gegenteil: er wagte mit Gott Feindesliebe. – Er hatte seine Vision grundsätzlicher Sinnesänderung für alle, lebte sie selbst in übersichtlicher Gruppe und achtete froh und traurig die unterschiedlichsten Einzelentscheidungen von Menschen zu seiner Überzeugung und »Sache«.
- 10.** Jesus kritisierte Gier und ungerechte Besitzverhältnisse, lebte selbst einen einfachen, teilnehmenden und teilgebenden, auch materiell teilenden Lebensstil und legte diesen je nach Fassungskraft auch seiner »Familie« nahe. Er verzichtete nicht asketisch, sondern glücklich und souverän – und durchschaute hohles, prunkvolles hierarchisches Herrschaftstheater samt Ehrenplazierungen und Titeln.
- 11.** Schließlich hat er alles, was er ersehnte, was ihn trug und bewegte - und letztlich sich selbst - oft und bis zum Schluss in Gastmählern ausgedrückt, und davon – selbst bei seinem letzten – niemanden ausgeschlossen.

Uns Mitgliedern der Ökumene 2017 liegt viel daran, in der Blickrichtung solch jesuanischer Grundhaltungen Reformschritte selbstbewusst und gemeinsam zu gehen, statt uns - ohne je wirklich gehört zu werden - an »heiligen Vätern« mit weiß Gott unjesuanischen Macht-, Gesetzes- und Wahrheitsansprüchen sinnlos aufzureiben. Auch die urchristlichen Gemeinden sind durchaus pluralistisch mit unterschiedlichen theologischen und kirchengemeinschaftlichen Entwürfen, manchmal Doppellösungen, ihren Weg gegangen. Das Neue Testament ist voll davon und bezeugt auf dieser Basis Einheit und Freiheit und zwar immer im Rückgriff auf Jesus, den Christus. Wir fragen uns oft, wie es durch die Jahrhunderte geschehen konnte, dass viele Denkwege, Glaubensweisen und Machtverhältnisse, die Jesus das Leben kosteten, innerklich immer wieder so selbstverständlich Raum greifen konnten und können. Jedenfalls erscheint es uns richtig und hilfreich, in unseren kranken Großkirchen jeden anstehenden Reformschritt mit Jesu Grundhaltungen abzugleichen. Alle beglückenden Reformansätze in der oft so beschämenden Kirchengeschichte haben genau damit begonnen.

Ökumene 2017 im Juli 2011 - mit der Bitte um Rückmeldungen - Klaus Krämer (Beirat)
www.oekumene-2017.de

.....

Ohne Angst verschieden sein

Gemeinsame Mahlfeier »bei Wasser und Brot«

Die »Initiative »Ökumene 2017« lädt Christen aller Konfessionen, alle Randsiedler der Kirchen, alle Sinn-Suchenden und alle, die an einer Reform der Kirchen interessiert sind, ein zu einem ökumenischen Gottesdienst.

Ort: Städt. Musikschule (Fliednerhaus), EsbeckerStr. 38, 58256 Ennepetal

Ortsteil: Milspe, Bushaltestelle: Milspe-Friedhof

Zeit: Sonntag, 06. Nov. 2011, 18 Uhr

Alle, die neugierig sind, sind willkommen. Nach dem Gottesdienst besteht noch Gelegenheit zu Gespräch und Austausch.

Initiative »Ökumene 2017 e.V.« Krusensteiner Weg 12, 58256 Ennepetal

* Wir danken der Stadt Ennepetal für ihre selbstverständliche Gastfreundschaft.
Beispiel für eine Aktion von »Ökumene 2017«

.....

LESERZUSCHRIFT

Abendmahl ist Mahlgemeinschaft

Das größte Geschenk Gottes ist die Sendung Jesu in unsere zerrissene Welt, damit wir Halt finden und Vertrauen setzen können, an die Güte Gottes zu glauben.

Dafür preisen wir Gott, bitten um Verzeihung unserer Schwächen und danken für das segensreiche Vermächtnis Jesu »Erinnert euch an mich und haltet Mahl. Ich bin im Brotbrechen mit euch«. Das Abendmahl wird zum Kern- und Angelpunkt im DANK-Sagen. Der Mahlgemeinschaft geht eine Einladung voraus. Da paßt nicht der liturgische Vorbehalt »Herr, ich bin nicht würdig.

Im Gegenteil ist die Würde im Menschen gottgewollt und unantastbar trotz unserer Schwächen. So rufen wir im Kyrie um Erbarmen, damit das Leid durch Naturkatastrophen in einer unvollendeten Evolution der Welt und durch unsere menschliche überhebliche Hybris verursacht, erträglich wird. Gott nimmt uns in die Arme. Weiter bitten wir im »Vater unser« um Vergebung unserer Schuld. Und immer wieder bitten wir um den Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Aber all das Leid, die Ängste, Nöte und auch Glücksmomente finden Ruhe, Ausgleich, Trost und Frieden im Vermächtnis Jesu: »Haltet Mahl. Tut es immer wieder zu meiner Erinnerung. Ich habe mich so danach gesehnt, mit euch noch einmal Mahl zu halten. Ich bin das Brot des Lebens. Wer davon isst, wird leben in Ewigkeit«. Die ersten Jünger versammelten sich freudig und sangen Dankespsalmen!

Die Kirche zitiert den Hauptmann falsch; denn er fühlte sich nicht unwürdig. Er wusste, dass Jesus Schwierigkeiten bekäme, wenn dieser ein nichtjüdisches Haus beträte. Davor wollte er ihn bewahren. Doch er kannte das Wirken Jesu, mächtig in Wort und Tat! Er glaubte an Jesu Bereitschaft, auch Fremden zu helfen. So bat er nicht für sein Seelenheil (...so wird meine Seele gesund, wie wir beten), sondern er bat für seinen Knecht um Heilung von körperlich schwerer Krankheit.

Im Zuge der momentanen Kirchenkrise habe ich zahlreiche Briefe geschrieben mit der Bitte: »Macht unsere Kirche zur einladenden Kirche!«, so wie Jesus ermunterte: »Kommt alle, die ihr Mühen habt und schwere Lasten tragt«. Gerade die Gescheiterten, Gequälten, Verzweifelten gehören bedingungslos dazu.

Erschüttert stelle ich die Hartnäckigkeit der Amtsträger fest, wie absolut sie die festgefahrene Liturgie verteidigen.

Welche Farce, Christi Liebe mit Unwürdigkeit begegnen zu müssen. Ganz wenige haben den Mut, zum Abendmahl mit Dank zu antworten. Im Urlaub in Baden bei Wien erlebte ich das Reichen der Kommunion mit den Worten »ER lebt!«. Besorgt vor der aufbrechenden Unruhe in der Kirche erinnerte mein Bischof seine Priester an den geleisteten Gehorsam – das Gewissen steht demnach unter dem blinden Gehorsam. Jesus aber handelte oft im vorausseilenden Ungehorsam, wenn er die Liebe zu Gott und dem Nächsten über die Gesetze stellte. Dafür ging er ans Kreuz.

Für den bevorstehenden »Ökumenischen Kirchentag 2017« und das weit hinausgeschobene Thema »Liturgia in der Kirche anno 2013 (!)« stelle ich die zwingende Frage:

Gilt die Zusicherung Jesu »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich in ihrer Mitte« befreiender als der von der Amtskirche gesetzte Vorbehalt beim Abendmahl ?

Ich kann nur Freunde für meinen Glauben finden, wenn ich sagen kann: »Kommt, ihr seid eingeladen!« So habe ich es bisher gehandhabt, und zwar unabhängig von deren Glaubenstiefe. Die Zusage allein, die Einladung anzunehmen, spricht für die Ernsthaftigkeit.

Diese eindeutige Geste braucht keinen Aufschub und keinen abwägenden Dialog. Es wäre der Einstieg für weitere liturgische Erneuerung!

Mit hoffnungsfrohen Grüßen

Egon Dammann

• • • • •

Eine E-Mail von Demetrius

übersetzt von Reinhold Waltermann

Hallo Freundinnen und Freunde,

ich nutze diesen Sonntag hier im Büro der CPP, um Fotos von der Arbeit der CPP im Zentrum von Recife zu versenden.

Unser großes Haus wird täglich von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen (in einer Altersbandbreite von 7 - 21 Jahren) besucht, 100% von ihnen leben auf der Straße, 89% sind von Drogen abhängig, einige konsumieren unglücklicherweise CRACK.

Die Arbeit im großen Haus ist eine sich langsam vollziehende, bei der Bande der Freundschaft und Solidarität durch sozialerzieherische Aktivitäten geknüpft werden, bei denen sie (die Besucher) sich über ihren Wert als Staatsbürger bewusst werden können.

Die Arbeit auf der Granja (dem Bauernhof) findet täglich statt, denn dort finden sich junge Leute zusammen, die vom Tod gezeichnet sind. (Anmerkung: In doppelter Hinsicht: 1. Als von harten Drogen Abhängige; 2. Als von kriminellen Elementen und der Polizei Verfolgte.)

Alphabetisierung ist eines unserer Ziele, denn Bildung ist der einzige Weg, sich als ein brasilianischer Bürger zu verwirklichen, der sich mit Vergessenen zusammentut, um in der Öffentlichkeit gehört zu werden.

Diese Woche hat die UNO Dokumente herausgebracht, die sich mit der Häufigkeit von Morden befassen; Pernambuco (Recife) führt noch immer als das Gebiet in Brasilien, wo sich die meisten Morde ereignen. In der Woche geschehen 7 bis 9 Morde an Männern, Frauen und jungen Leuten. Das sind brutale Tode! In einem Projekt wie der CPP muss man einfach Hoffnung haben, glauben, kämpfen, die Böse aufkrepeln und täglich mit Liebe, Hingabe und Respekt arbeiten.

Wir haben diesen Monat eine Erhebung über die Anzahl der Betreuten in der CPP gemacht: Im großen Haus im Zentrum von Recife: 443 im Jahr 2011 (bis heute), in der Granja: 95 im Jahr 2011. Gesamtzahl der Betreuten: 538 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in risikohaftiger Situation.

Was unsere Motive betrifft, so steht an erster Stelle der Kampf dafür, dass unsere Kinder ein würdiges Leben führen können. (Wir wollen) eine solide Brücke bauen, dass unsere Kinder das Recht erhalten, Kinder zu sein, ohne auf der Straße zu leben, Drogen zu nehmen, sich zu prostituieren, sondern das Recht auf ein würdiges Leben haben.

Meine neue Unternehmung ist die Produktion mit vertikalen Gärten (hängenden Gärten?). Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die von der CPP betreut werden, möchten nicht in ihre Familien zurückkehren, ohne etwas mitzubringen, etwas, das nicht »geraubt« ist, und eine affektive Brücke sein könnte; denn alle stammen aus Gemeinschaften mit niedrigem Einkommen. Ich habe einige Zeit gebraucht, um nachzudenken, welche Alternative man erfinden könnte, die nicht nur für einige, sondern für alle taugt.

Da ich (gerade) dabei bin, meine akademische Ausbildung in Gastronomie (Ernährungs-wissenschaften) zu beenden, und weiß, dass jede Minute in der Welt ein Kind an Hunger stirbt, kam mir die Idee, vertikale (hängende) Gärten herzustellen. Folglich haben wir eine Gruppe Straßenkinder – Jungen und Mädchen – Plastikflaschen in unserem Fluss Capibaribe – ein Zeichen der Umweltverschmutzung - suchen lassen. Alle diese Flaschen werden gesammelt und gewaschen. Mit diesen Flaschen produzieren wir jetzt vertikale (hängende) Gärten. Es ist eine große Produktion, wir haben es schon geschafft, 1.200 Flaschen aus unserem Rio Capibaribe zu sammeln. Es ist gepflanzt worden: Paprika (rot, gelb, grün, Tomaten, Kopfsalat, Rucola, Koriander, Silberzwiebeln, Rote Beete, Basilikum, Minze u.a.) Für unser Projekt nutzen wir den Hof unseres Büros, den Hof des großen Hauses, den Bauernhof und den Hof eines Hauses innerhalb der Favela Coque, nahe bei unserem Projekt. Zweihundertvierzig Familien profitieren von diesem Projekt, das einfach ist und nicht viel Geld erfordert, denn wir besitzen das meiste Material und die Arbeitskraft. Das Ziel ist, eine größere Anzahl an Familien zu erreichen.

Eine große Lektion dieses Projektes besteht aus lebendigem Umweltunterricht; (es eröffnet) eine Alternative, um die Nahrung mit Vitaminen und Proteinen anzureichern, ist eine außergewöhnliche Brücke, um die Gefühlsbindung vieler unserer Betreuten zur CPP wieder aufleben zu lassen.

Es ist eine einfache Aktion, die für uns alle bewegend ist, denn selbst das Wachsen jedes Pflänzchens bedeutet eine Freude für viele unserer Betreuten: Die Sorge, die Begleitung des Wachstums und die Wiederbelebung der Bindungen, die sich aufgrund von Armut, Marginalisation und Gewalt verloren haben.

Um abraço
Demetrius Demetrio

• • • • •

Vom anderen her denken

von Paul Jakobi

Die Deutsche Bischofskonferenz hat sowohl in Fulda als auch vor einigen Tagen in Paderborn ihre Bereitschaft gezeigt, in der Kirche in Deutschland einen Dialogprozess anzustoßen. Die Nachricht ist sehr erfreulich. Kardinal Marx hat in seiner Predigt am Ende der Konferenz in Paderborn sogar eine Richtung vorgegeben, indem er seine bischöflichen Mitbrüder aufforderte, in diesem Prozeß immer vom anderen her zu denken. Ein großartiges Wort, das Dank und Respekt verdient. Eigentlich könnte man Hoffnung haben. Dennoch bleiben Fragen.

Wer sind die »anderen«, von denen her die Bischöfe denken sollen? Sind es diejenigen, die uneingeschränkt mit der Auffassung der Kirchenleitungen übereinstimmen? Sind es die Angepaßten, die keinen Mut haben, ihre wirkliche Meinung laut zu sagen? Sind es die Mitglieder der Gruppe »pro ecclesia«, deren Unterschriftensammlung in Paderborn von den Bischöfen entgegengenommen wurde? Oder sind die »anderen« auch die Theologieprofessoren, die das Memorandum unterschrieben haben? Sind es die Mitglieder des BDKJ in Düsseldorf oder die der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands? Ist es auch die Kirchenvolksbewegung »Wir sind Kirche«, deren viel umfangreichere

Unterschriftensammlung in Paderborn laut Bericht in der Westfalenpost von den Bischöfen nicht angenommen wurde? Wäre es nicht ein ermutigendes Zeichen gewesen, wenn einige Bischöfe in Paderborn mit ihnen gesprochen hätten? Warum gesteht man den kritischen Gruppen nicht zu, dass sie genau so über die Kirche und deren Zukunft besorgt sind wie die Bischöfe? Ein solches Zugeständnis würde heißen: Vom anderen her denken!

Eine weitere Frage bezieht sich auf das Denken der anderen. Dürfen sie alles denken und auch aussprechen, was sie bewegt? Darf man auch eine abweichende Meinung vertreten, ohne Nachteile zu haben? Die Erfahrung, die vor einigen Jahren die Theologieprofessoren, die die »Kölner Erklärung« unterschrieben hatten, machen mußten, ist nicht ermutigend. Darf man auch über »viri probati« sprechen, die ein Ausbluten der Gemeinden verhindern könnten? Wenn es stimmt, dass jede Gemeinde einen Anspruch auf die sonntägliche Eucharistiefeier hat (Bischof Tenhumberg) und die Kirche der »orthodoxen Verleiblichung« (K. Rahner) bedarf, dann muß die Kirche über andere Zulassungsbedingungen zum Priestertum ernsthaft nachdenken. Hat der von mir sonst durchaus geschätzte Kardinal Kasper recht, wenn er in der FAZ behauptet, das grundlegende Problem sei die Gotteskrise?

Viele Katholiken, die aus der katholischen Kirche ausgetreten sind oder evangelische Gottesdienste besuchen, haben doch nicht den Glauben an Gott verloren; sie sind über ihre Kirche enttäuscht. Kann es gerade umgekehrt sein, dass die Kirchenkrise sogar die Gotteskrise fördert?

Wenn man dann in dem Dialogprozess zu Ergebnissen gekommen ist, die der Zustimmung von Rom bedürfen, ist die Balance zwischen Papst und Ortskirche zu beachten. Ein abweisender Hinweis auf die kleine deutsche Kirche im Vergleich zur Weltkirche käme einer Verhöhnung der engagierten Katholiken gleich. Die Bischöfe müssen selbstbewußt um die Durchsetzung der gemeinsamen Überlegungen und Vorschläge mit den römischen Instanzen ringen.

Als Nachfolger der Apostel haben sie eine hohe Position in der Kirche; sie sind keine Befehlsempfänger. Es gibt nicht nur eine Loyalität der Bischöfe gegenüber dem Papst, die selbstverständlich ist, sondern auch gegenüber dem Gottesvolk, das auserwählt, königlich, priesterlich, heilig und prophetisch (1 Petr 2,9) ist.

Kritiker der Kirche sind keine Nestbeschmutzer oder Katholiken, denen es am sentire cum ecclesia fehlt. Sie betreiben keine Kirchenspaltung, sondern verhindern sie gerade. Ich persönlich nehme für mich in Anspruch, mit meiner Wortmeldung der Kirche, der ich als Priester 58 Jahre leidenschaftlich gedient habe, meine Sympathie zu zeigen, weil ich die Kirche liebe und weil es mich schmerzt, tatenlos ihrer weiteren Auszehrung zuschauen zu sollen.

Leserbrief im »Dom« von Propst i. R. Paul Jakobi, Minden

.....

Manchmal spüre ich: Gott ist freundlich und nah.
Aber oft sind da nur Fragen. Das ist dann, um an Dir irre zu werden.
Ich sehe die Übermacht des Bösen in der Welt.
Skrupellose haben alle Macht, bereichern sich, beuten aus,
schieben Völker wie Figuren auf dem Schachbrett ihrer Interessen.
Vernichtung Hunderttausender ist nicht mehr als ein Strich auf dem Papier,
ein Knopfdruck, ein Telefongespräch.
Und wir selbst? Wir leben auf Kosten der Armen,
treiben Raubbau mit der Erde, denken: Nach uns die Sintflut.
Und die Hungernden, die Missgebildeten,
die unheilbar Kranken, die Ermordeten und Vergasteten? Wer ist ihr Gott?
Und das vertane Leben, die nicht genutzten Möglichkeiten,
all das oberflächliche Hetzen und Sich-treiben-Lassen?
Und die Barrieren des Schweigens? ...
Gott ist nicht da. Es gibt ihn nicht. Er kümmert sich nicht um uns.
Wir dürfen und können alles. - So denken die meisten, so lebe auch ich - oft.
Aber immer wieder denke ich über Dich nach.
Und ab und zu spüre ich - Du gibst meinem Leben Sinn.
Dann male ich mir aus, dass Du in uns aufstehest, dass Gewalt,
Habgier und Tod ein Ende haben für immer.
Wenn ich vor Dir stehe, zerrissen, verbittert und
enttäuscht über das, was ich Gutes will und nicht tue ...
- Wer bin ich dann?

Meine Bitte:
Lass mich nicht los! Halt mich fest! Immer!

Nach Psalm 78
A.W.

.....

EIN PFINGSTWUNSCH ZUM JAHRESENDE

HOFFENTLICH STÜRZT
GOTTES GEIST SICH BALD
MIT ALLER MACHT AUF DIE KIRCHE!
IM VOLK IST ER JA SEHR LEBENDIG,
ABER DIE KIRCHENLEITUNGEN
BRAUCHEN IHN ANSCHEINEND NICHT,
WEIL SIE ALLES WISSEN.

Paul Jakobi

Freckenhorster Kreis
Albachtener Str. 101 e
48163 Münster

FK-Büro: Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke
Friedhofsallee 100 A
47198 Duisburg
Telefon (0 20 66) 3 32 60
Telefax (0 20 66) 41 58 01
E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion: Angelika Wilmes,
Albachtener Str. 101e e,
48163 Münster
Telefon (0 25 36) 14 08
Telefax (0 25 36) 34 49 46
E-Mail: fk-wilmes@t-online.de

Unsere Konten: Darlehnskasse im Bistum Münster
(BLZ: 400 602 65)
Verantwortlich: Ludwig Wilmes (Adresse siehe Redaktion)

Spendenkonto: Brasilienkonto: 37 99 701
Amparo maternal: 37 99 702
Ukraine: 37 99 703
Demetrius: 37 99 705

Beitragskonto: 37 99 700
(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)